



Die
Karawane

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30



DIE LETZTEN STAUFER

Zum 700. Todestag König Konradins

Bild auf der Titelseite:
Siegel Friedrichs II., das heute noch alle von der Universität Neapel
ausgefertigten Doktordiplome tragen

DIE KARAWANE

Heft 4, 9. Jahrgang 1968

DIE LETZTEN STAUFER

Zum 700. Todestag König Konradins



Herausgegeben im

KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

Hei Albrecht

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Bernt von Heiseler PROLOG	3
Bernt von Heiseler AUSGANG DER STAUFER	5
Lore Sporhan-Krempel DIE SCHLACHT VON BENEVENT	15
Dr. Josef Mühlberger KARL VON ANJOU	27
Oberstud.-Rat August Hammer KONRADIN DER LETZTE STAUFER	33
Oberforstrat Dietrich Leube DAS TRIUMPHTOR FRIEDRICH II. in Capua und seine Plastiken	43
Regierungsdirektor i. R. Dr. Wilhelm Kohlhaas HIE WAIBLINGEN	55
Archivrat Manfred Ackermann HOHENSTAUFEN, Stammsitz eines Kaisergeschlechts	65
Gymnasialprofessor Dr. Kurt Bachteler DAS WÄSCHERSCHLOSS und seine Betreuer	73

AUS DEM UND FÜR DEN KREIS UNSERER FREUNDE	83

(Mit dem Prolog auf Seite 3 eröffnet Bernt von Heiseler seine dramatische Dichtung „Hohenstaufentrilogie“, bestehend aus dem Vorspiel „Die Stunde von Konstanz“, dem Schauspiel „Botschaft an den Kaiser“ und dem Trauerspiel „Der Gefangene“. Das Werk erschien in drei Auflagen und ist zur Zeit vergriffen; doch wird innerhalb einer Gesamtausgabe von Heislers dramatischen Schriften eine Neuausgabe im Verlag Steinkopf, Stuttgart, vorbereitet)

PROLOG

Ich komme, um zu bitten, daß ihr hört!
Es ist so viel gelitten, viel zerstört.
Wir fassen's nicht, was diesem Volk geschehn,
Wir können weder Sinn noch Hoffnung sehn.
Das dumpfe Nächste nur begreift der Blick,
In ferne Zeiten schaut er nicht zurück,
Was ehemals war, ist ein versunknes Gold,
Ich aber will, daß ihr erinnern sollt!

Es sind jetzt mehr als siebenhundert Jahr,
Seitdem der letzte Staufe Kaiser war.
Er hat sein Reich gewonnen wie im Spiel,
Dann wuchsen Schatten und sein Glück zerfiel;
Und als Gefangner Jahr und Jahre lang
Sah Enzio seines Hauses Untergang.

Und fragt ihr mich: was soll das alte Lied?
Wir tragen schwer genug an dem, was uns geschieht,
So sag ich euch: es findet keine Zeit
Ihr Sinnbild in der eignen Wirklichkeit.
Sie bleibt sich, wie ein trüber Spiegel, blind,
Wenn ihr das Eh und Gestern dunkel sind.
Doch der Geschichte längst verblichner Tag
Umschließt ein Wort, das heute leuchten mag.
Kampf um die Macht und Drang der Leidenschaft,
Seht! im Gedichte wird es gleichnishaft.
Schuld ist mit Schuld, Trost ist mit Trost verwandt.
Auch noch der Irrweg führt in Gottes Land.



Der Hohenstaufer (von Norden, vom Wäscherschloß her gesehen)

AUSGANG DER STAUFER

Zum Gedenken an den Tod Konradins (29. Oktober 1268) und das Ende der abendländischen Königsherrschaft der Staufer.

Friedrich I. Barbarossa hatte die Heirat seines Sohnes Heinrich VI. mit der Normannen-Erbin Konstanze zuwege gebracht und so das sizilisch-apulische Südland dem staufischen Hause und damit dem Reich gewonnen. 1189 stellte sich der schon alte Kaiser an die Spitze eines Kreuzzuges, im Juni 1190 ertrank er beim Durchschwimmen des Flusses Saleph in Kleinasien; der Zweck des Zuges, die Befreiung des Heiligen Landes, war nicht erreicht worden. Heinrich VI. ging sehr entschlossen und tatkräftig auf der Spur des Vaters weiter; für ihn aber ging es wohl nicht mehr, wie noch für den Rotbart, um Gottesstaat und Heiliges Grab, sondern um ein machtpolitisches Ziel: Verwirklichung eines Mittelmeerreiches, wie es das der Cäsaren gewesen war, mit dem deutsch-italienischen Raum als Kern. Als er jedoch 1197 seinerseits einen neuen Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems rüstet, befällt den erst 32jährigen ein Fieber, und während seine Flotte bereits ostwärts segelt, überholt ihn selbst, in Messina, der Tod.

Der hochauf getürmte Bau der staufischen Reichspolitik brach mit Heinrichs frühem Tode zusammen. In Sizilien, wo die kaum erst gebändigten Gegensätze zwischen Deutschen, Normannen, Siziliern, Sarazenen alsbald wieder aufbrachen, übernahm die Kaiserin-Witwe Konstanze die Regierung. Sie konnte sich nur halten, indem sie den Schutz des Papstes anrief, das Land von der römischen Kurie zu Lehen nahm und ihren jungen Sohn Friedrich der Vormundschaft des Papstes Innozenz III. anvertraute. Konstanze starb, als das Kind erst vier Jahre alt war, und Innozenz hat seinem Mündel das sizilische Erbland getreulich behaupten helfen, hat zugleich aber alles getan, ihn in Deutschland von der Erbfolge auszuschließen. Dort hatten nach Kaiser Heinrichs Tode neue Machtkämpfe zwischen der staufischen und der welfischen Partei begonnen. Heinrichs Bruder Philipp von Schwaben war im Begriff, sich als König in Deutschland durchzusetzen, da fiel er der Rache eines persönlichen Feindes zum Opfer, er wurde ermordet – und nun gelang es dem Welfen Otto von Braunschweig als dem Ersten und Einzigen seines Geschlechtes, mit päpstlicher Unterstützung die Kaiserkrone zu gewinnen: 1209 wurde Otto IV. in Rom

durch den Papst Innozenz gekrönt. Die Furcht vor der stau-
fischen Umklammerung von Norden und Süden, von Deutsch-
land und Sizilien her, war für diese päpstliche Politik bestim-
mend gewesen. Als nun aber der Welfe, kaum erst Kaiser, alle
dem Papst gemachten Versprechungen vergaß und von Rom
aus nach Süden vorrückte, um das sizilische Erbreich für sich
selber zu erwerben – da wandte sich Innozenz in seiner Not
dem jungen Friedrich zu. Es ist dieser Augenblick in Friedrichs
Leben, den er immer als ein Wunder empfunden hat und von
dem sein hohes Sendungsbewußtsein sich herleitete. Er hatte
eine harte, vielbedrängte Jugend hinter sich, hatte kaum erst
und nur mit Mühe seine Königsmacht in Sizilien durchgesetzt
und wußte sich dem Angriff des übermächtigen Welfen in kei-
ner Weise gewachsen . . . es lag schon ein Schiff bereit, ihn nach
Afrika zu bringen, falls Otto IV. über die Meerenge von Mes-
sina auf die Insel herüberkäme. Aber der Welfe bleibt aus, er
zieht plötzlich wieder nordwärts – und statt seiner kommt
eine Gesandtschaft deutscher Fürsten, die dem Staufer die deut-
sche Krone und damit den Anspruch aufs Kaisertum bietet. Der
Papst hatte den Welfen gebannt und zugleich in Deutschland
die fürstliche Opposition zu wecken verstanden, die den Sohn
Heinrichs VI. und Enkel Barbarossas, seiner alten Rechte auf
einmal wieder sich erinnernd, zum König erwählte.

Und Friedrich hört auf keine der wohlwogenen, wohlberech-
tigten Warnungen seiner Umgebung. Er nimmt die Wahl an,
sie gilt ihm als der Ruf seines Schicksals. Es folgt die Fahrt
nach Rom, wo ihn der Papst segnet und mit Geld für die Reise
versorgt, es folgt der gefahrvolle Zug mit wenigen Getreuen
durch das feindlich gesinnte Oberitalien, der Übergang über die
Alpen, das Erscheinen, September 1212, in Konstanz, wo er
seinem plumpen, gewalttätigen Gegner wirklich um eine Stunde
zuvorkommt und so den Eingang ins Reich gewinnt. Die Ent-
scheidung ist damit schon gefallen; spielend, mit der überlege-
nen Kraft seiner schönen Jugend, seiner Genialität, seiner kö-
niglichen Freigebigkeit besiegt er den Andern. Der Gegensatz
zwischen Stauf und Welf wirkt in die europäischen Verhält-
nisse hinein, und es ist bei Bouvines in Nordfrankreich, wo zwei
Jahre später ein staufisch-französisches Heer ein welfisch-eng-
lisches schlägt und damit den Kampf auch militärisch zum Ab-
schluß bringt.

Während Innozenz III. in Rom das große Laterankonzil ab-
hielt, die Häupter der Kirche aus aller Welt zusammenkamen,
um den Heiligen Vater in seinem Glanze als den Verwalter und

Statthalter Gottes auf Erden zu sehen, 71 Erzbischöfe, 400 Bischöfe, 800 Äbte, die Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel, dazu die Gesandten aller abendländischen Könige; das Ganze eine überwältigende Schaustellung päpstlicher Macht und Herrlichkeit . . . während auf diesem Konzil Innozenz einen neuen Kreuzzug ankündigte, den er selbst, an der Spitze der dem Papste dienstbaren Könige und Völker, führen zu wollen schien, zog der nun 20jährige Friedrich im Juli 1215 nach Aachen und ließ sich dort zum deutschen König krönen. Und gleich, nachdem er das Diadem empfangen, heftete er auch das Zeichen des Kreuzes auf seinen Königsmantel – und nahm damit das Amt des Kreuzfahrers, höchste Pflicht und höchstes Recht der Kaiser, stillschweigend dem Papst aus den Händen. Das war ein politischer Akt, durch den Friedrich nach einer Zeit der Verwirrung und Schwäche den kaiserlichen Welt-Anspruch wiederherstellte; zugleich aber war es ein Dankgelöbnis des Jünglings, den Gott nach bedrängter Jugend zur Krone erhöht hatte und der dafür sein Leben und Wirken dem Dienste Gottes weihte. Um dieselbe Zeit bat er den Zisterzienser-Orden um Aufnahme in die Gebetsgemeinschaft der Brüder.

Friedrichs Lage als König war schwierig. Die Selbständigkeit der deutschen Territorialfürsten war schon weit gediehen, bei jedem Thronstreit hatten Könige und Gegenkönige im Wettbewerb um ihre Wähler immer weitere Kronrechte vergabt. Diese in ihrem alten Umfang wiederherzustellen, war unmöglich, denn der König hätte dann immer gleich mit dem lebensgefährlichen Bündnis von Fürsten *und* Papst zu tun bekommen, das einst dem Salier Heinrich IV. schon beinahe die Krone gekostet hatte. Friedrich sah das ein und zog die Folgerung. Er verzichtete auf jeden Versuch, die Fürsten einzuschränken, er behandelte sie kaum noch als Untertanen, vielmehr als Bundesgenossen, die er durch Geschenke und Zugeständnisse bei guter Laune zu erhalten suchte, damit der Papst niemals Gelegenheit finde, die Fürsten gegen den König auszuspielen. Insofern lebte Friedrich tatsächlich vom Kapital des Königtums; unter ihm hat sich die Entwicklung angebahnt, die schließlich das Herrenrecht des deutschen Kaisers in seinem eigenen Haus zu einem leeren Titel machte. Aber wenn man schon die Politik Friedrichs II. beurteilen will, muß man sie als Ganzes sehen, das heißt im Zusammenhang mit seiner sizilisch-mittelmeerischen Konzeption. Da er sich innerhalb des Reiches nicht mehr im alten Sinn zum Herrn machen konnte, suchte er es durch eine „Hausmacht“, die er sich außerhalb des Reiches aufbaute, in

einem neuen Sinne zu werden. Es ist dieselbe „Hausmachtspolitik“, die man später den Habsburgern unsinnigerweise immer wieder zum Vorwurf machen wollte, obwohl sie doch der einzige Weg war, auf dem die Kaiser ihr Übergewicht über die Fürsten behaupten konnten. Wie man sich den Pelz wäscht, ohne ihn naß zu machen, mag eine Preisfrage für Gelehrte sein – in der Politik hat sie gar keinen Sinn. Eine tragische Verstrickung aber entstand daraus, daß diese deutschen Zusammenhänge den Staufer gebieterisch auf die Befestigung seiner Macht in dem sizilischen Erbreich hinwiesen – und daß eben diese Stellung im Süden ihn in den unversöhnlichen Gegensatz zum Papsttum bringen mußte. Denn wie nun einmal das Papsttum sich in die Welt gestellt hatte, als eine nicht mehr nur geistliche, sondern zugleich politische Macht, in seinem Kirchenstaat politisch, ja sogar strategisch verwundbar, konnte es die staufische Umfassung nicht hinnehmen. Und ebensowenig konnte das Kaisertum sie jetzt noch aufgeben. So bildete sich zwischen Kaiser und Papst ein Spannungsverhältnis heraus, das keinen anderen Austrag als den Kampf auf Tod und Leben übrig zu lassen schien; ein Verhältnis, in dem jedes Friedenswort nur mehr einen Aufschub, ein Spielen auf Zeitgewinn bedeutete, jedes Entgegenkommen zur Grimasse einer Drohung wurde und die Luft selbst trüchtig war von der Strömung kommender Blitze.

Die Geschichte der nächsten Jahre und Jahrzehnte, bis zum Tode Kaiser Friedrichs II., bis zum Ende seiner Söhne und Enkel, erinnert sehr an den gewaltigen Vorgang eines Gewitters – das sich ankündigt, das heraufzieht und noch zögert, und die Sonne tritt wieder hervor; das endlich sich sammelt, und man sieht den Sturm in die Wolken greifen; und nun bricht es los und wütet mit immer neuen Feuern und Wassern, unerschöpflich, und da es schließlich doch endet, hat es weitem die Ernten verwüstet.

Wir müssen versuchen, uns über die vielverwobenen Vorgänge einen Überblick im Ganzen zu verschaffen. 1220 kommt Friedrich nach Rom und wird durch den Papst Honorius – Innozenz war inzwischen gestorben – zum Kaiser gekrönt, eine der seltenen friedlichen Krönungen deutscher Kaiser ohne Kampf und Zwischenfall. Honorius III. war nicht nur ein friedliebender, er war auch ein innerlich demütiger und frommer Papst, der sein Amt nicht wie sein Vorgänger als ein wesentlich politisches, als ein Amt der Weltbeherrschung, begriff, der vielmehr dem Staufer mit Güte und Geduld, als ein Vater, gegenüber-

trat. Wenn die in den Verhältnissen liegende Spannung überhaupt lösbar war, so nur in diesem Geiste . . . und wer die Geschichte der Seele Friedrichs II. ahnt, der wird mit Beklommenheit sehen, wie er vor Honorius wohl die Sprache des gehorsamen Sohnes der Kirche redet, zugleich aber, als ein kluger Schachspieler, seinem Partner eine Figur nach der anderen zu nehmen versteht. Wie er dem Honorius immer wieder den Kreuzzug verspricht, der der große Lebenswunsch dieses Papstes war, und sich sein Versprechen mit Zugeständnissen bezahlen läßt – dann aber den Kreuzzug wieder aufschiebt. Es ist die Zeit der wichtigsten Erfolge in Friedrichs Leben, aber kommende Verhängnisse bereiten sich in ihr vor, eine Saat des Mißtrauens wird gesät, die furchtbar aufgehen sollte. Inzwischen baut der Hohenstaufe in Sizilien seinen Musterstaat auf, hier auf schmalem Raume verwirklichend, was ihm in Deutschland durch die Verhältnisse verwehrt war. Seine Staatsordnung in Sizilien ist das Vorbild des späteren Staatsabsolutismus geworden.

Denn auch hier schon, in dem Sizilien Friedrichs II., sucht sich der Staat zum absoluten Herrn über den Menschen zu machen; das wirtschaftliche und das ständische, das gerichtliche und das geistige, ja selbst das Leben der Seele wird beaufsichtigt und in Anspruch genommen durch den Staat, der sich in der feierlich überhöhten Gestalt des Kaisers verkörpert. Das war etwas Neues für das Mittelalter, dem bis dahin auch der Mächtigste nur als der Lehnsmann Gottes gegolten hatte. Hier begann sich das Leben der unmittelbaren Gottesverantwortung zu entziehen, der Staat schob sich als neue Instanz dazwischen. Man kann es begreifen, daß die Kirche dies als einen Angriff auf die Fundamente des christlichen Lebens empfunden hat; wobei nur freilich zu wenig gesehen wurde, daß die kühnen, geistliches und weltliches Leben umfassenden und gefährlich mischenden Herrschaftsgedanken eines Gregor VII. und Innozenz III. eine solche Staatsauffassung mit verschuldet und hervorgerufen hatten.

Nachdem Honorius 1227 gestorben war, wurde Hugo von Ostia Papst; er gab sich den Namen Gregor IX. Er hatte schon als Kardinal die Verhandlungen der Kurie mit Friedrich geführt und muß einen Blick in die Seele des Kaisers getan und erkannt haben, daß Friedrich durch den christlichen Glauben nicht verantwortlich gebunden sei. Aus diesem Schrecken, die Krone der christlichen Welt auf dem Haupte eines nicht gläubigen Mannes zu sehen, muß man die Furcht und den Haß begreifen, die Gregor gegen den Staufer fühlte, und den maßlosen, in der

Wahl der Mittel skrupellosen Kampf, den er gegen ihn führte. Hätte er freilich den Heiligen Franz von Assisi, dessen Freund er gewesen war, wirklich begriffen, so hätte er gewußt, daß die bösen Gedanken, Worte und Mittel nur neues Böses erwecken. Er hätte dann nicht nur seinen starren, unbeugsamen Mut dem Staufer entgegengesetzt, sondern die Liebe, die alles glaubende, dulddende, hoffende des Korintherbriefs, und hätte so vielleicht – wir wissen es nicht – das Verhängnis gewendet.

Als Friedrich abermals sein Kreuzzugsversprechen nicht einhielt, schleuderte Gregor den Bann gegen ihn. Es kam dann zu dem seltsam zwielichtigen Abenteuer einer Kreuzfahrt, die Friedrich II. als Gebannter unternahm. Geschickte Verhandlungen mit den Sarazenen gaben ihm das Heilige Land ohne Kampf in die Hand, in der Heilig-Grab-Kirche zu Jerusalem krönte er, der Gebannte, den kein Priester weihen und salben wollte, sich selbst mit der Krone des Königreichs Jerusalem . . . die Selbsterhöhung des Menschen, welche die besondere Versuchung dieses Kaisers war, wird in dem Ereignis von Jerusalem zum denkwürdigen, noch für ferne Zukünfte gefährlichen Vorbild und Sinnbild! – es kam dann nochmals zu einer Versöhnung zwischen Kaiser und Papst, zu einem vom Deutschordensmeister Hermann von Salza vermittelten, in S. Germano 1230 beschworenen Frieden. (Es ist, nebenbei, nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß es der Staufer Friedrich II. war, durch den der deutsche Ritterorden, in der Goldbulle von Rimini 1226, das heidnische Land Preußen zu Lehen empfing, und daß also hier eine große geschichtliche Zukunft unter seinen Händen entsprang.)

Es folgt eine Zeit scheinbaren Einverständnisses mit dem Papst, die freilich nur ein Waffenstillstand war. König Heinrich, Friedrichs erstgeborener Sohn, empörte sich gegen den Vater, weil er dessen Politik gegenüber den deutschen Fürsten nicht einsah und nicht die Rolle eines Schattenkönigs in Deutschland spielen, sondern die alten Königsrechte wieder durchsetzen wollte. Der Kaiser mußte den Sohn preisgeben, der ihm sein großes weltumfassendes Spiel verwirrte. Er richtete ihn streng, Heinrich mußte auf die Thronfolge verzichten und lebte als Gefangener in seines Vaters festen Burgen, bis er bei der Übersiedlung von der einen zu einer anderen Burg die Gelegenheit fand, sich mit seinem Reittier in einen Abgrund zu stürzen. Hier, im Verhalten zu dem Sohn, erscheint schon der Zug von Härte im Gesicht des Kaisers, der nirgends ausbleibt, wo über einem Mächtigen der Himmel Gottes sich zu schließen droht

und die Macht nur mehr sich selbst und ihre eigene Erfüllung und Durchsetzung zu sehen vermag.

Der Glanz einer schönen, reichen Weltfreudigkeit liegt gleichwohl über dem Leben dieses Kaisers. Sein für den damaligen Stand der Wissenschaft bedeutendes Erforschen der Natur, seine Jagden mit Falken und wilden Tieren, sein glänzendes Auftreten mit großem buntem morgenländischem Hofstaat, seine prächtigen Feste – so die zu Worms begangene Hochzeit mit Isabell von England – alles hat einen großen Stil. Aber die Demut, und damit die tiefste Freiheit des Christen, wird man vergebens bei diesem Kaiser suchen. Das zeigt sich in seinem Krieg gegen die rebellischen Städte der Lombardei, wo er seinen Sieg von Cortenuova (1237) durch die Überspannung seiner Forderungen um alle Frucht bringt. – Es kommt zu neuem Zwist mit dem Papst, zu einem zweiten Bannspruch (1239) – zugleich ist Hermann von Salza, der Freund und kluge Vermittler, gestorben – und nun folgen Jahr um Jahr die immer schwereren, immer unbarmherzigeren Kämpfe; Grausamkeit, Haß, Verleumdung von beiden Seiten. Es wäre ermüdend, das im einzelnen darzustellen, weil es nur der immer neue Aspekt der gleichen, hoffnungslosen Situation ist.

Immerhin war der alte wilde Gregor IX. noch ein Papst von großem Format. Als er 1241 starb, folgte ihm ein Genuese, Sinibald Graf von Lavagna, der als Papst den Namen Innozenz IV. annahm. Auch dieser ein „politischer“ Papst, aber ohne den hohen Herrschersinn des dritten Innozenz, ohne die glühende Glaubenskraft des neunten Gregor. Und nun erst wurde alles möglich, diesem Papst war kein Wasser zu trüb. Er entzog sich dem Kaiser durch seine Flucht nach Lyon; von dort aus spann er seine Fäden. Es kam zu Verschwörungen, zu Mordplänen, in denen Innozenz und seine Helfer ihre Hand hatten. Männer aus der engsten Umgebung des Kaisers wurden bestochen mit dem Geld, das als fromme Gabe der Gläubigen dem Papste zufließte. Die Mönche der Bettelorden, die Franziskus und Dominikus wahrlich um anderer Ziele willen gestiftet hatten, wurden als politische Agitatoren gegen den Kaiser, gegen die Treue seiner Untertanen verwendet. Und das alles steigerte wiederum die Grausamkeit des Kaisers, der von einem entdeckten Verrat zum anderen, von einem furchtbaren Strafgericht zum nächsten schreiten mußte und doch der heimlich schwelenden Empörung nie völlig Herr werden konnte. In Deutschland wurden Gegenkönige, einer nach dem anderen, gegen Friedrich II. aufgerufen und bezahlt. Ein Höhepunkt

war (1245) das Konzil, das Innozenz IV. nach Lyon berief und daselbst vor den versammelten Kirchenfürsten die Absetzung des Kaisers aussprach: Innozenz selbst und die Prälaten trugen Fackeln, die auf den Boden gestoßen und ausgelöscht wurden, um anzuzeigen, daß Kaiser Friedrichs Macht erloschen sei. In diesen entscheidungslosen Kämpfen, in denen der König von Frankreich, Ludwig der Heilige, immer wieder, und jedesmal vergeblich, zu vermitteln suchte, erschöpfte sich die kaiserliche Macht. Friedrich II. starb im Dezember 1250... Erzbischof Berard von Palermo, der schon in der Jugend sein Berater und auf dem ersten Weg nach Deutschland sein Begleiter gewesen war, versah den gebannten, vom Papste verfluchten Mann mit den Sterbesakramenten. Dann ließ sich der Kaiser in das graue Mönchsgewand der Zisterzienser kleiden. Wir können nicht mit Sicherheit sagen, ob dies eine politische Geste zum Besten seiner Erben, oder der Ausdruck einer Glaubenshaltung war. Das Geheimnis liegt wie über dem Leben so über dem Tode des letzten großen staufischen Kaisers.

Von seinem Sohn, der ihm in Deutschland als König Konrad IV. in der Herrschaft nachfolgte, stammt das schwerwiegende Wort, die Kirche sei dem staufischen Hause nicht eine Mutter, sondern eine Stiefmutter gewesen. Konrad nahm den Kampf um Italien und die Kaiserkrone noch einmal auf. Aber weder ihm, der nach freudlosen und fruchtlosen Kämpfen 1254 in Lavello starb, noch seinem Halbbruder Manfred, dem Sohn Kaiser Friedrichs aus unebenbürtiger Ehe, gelang es, die staufische Herrschaft im Süden wieder dauernd zu befestigen. Manfred gewann die Krone des sizilisch-apulischen Reiches mit etwas undurchsichtigen Mitteln und verlor sie wieder 1266, im Kampf mit dem von Innozenz IV. nach Italien gerufenen Karl von Anjou.

Zwei Jahre später zieht König Konrads Sohn, der junge Konradin, nach Italien; als ein Knabe und Reiter wie der junge Siegfried oder Parzival lebt dieser fort im Gedächtnis der Deutschen. Er stellte sich dem Anjou zum Kampf und geriet in Gefangenschaft, und Karl von Anjou ließ ihn 1268 samt seinem Gefährten Friedrich von Österreich auf dem Marktplatz von Neapel enthaupten.

Enzio, ein anderer illegitimer Sohn des Kaisers und ihm „wie ein Spiegel“ ähnlich, starb nach 20jähriger Haft im Gefängnis der Bolognesen, in deren Gewalt er nach einem unglücklichen Gefecht geraten war und die ihn auch gegen ein hohes, vom Kaiser gebotenes Lösegeld nicht freigeben wollten. Schlimmer

noch die Gefangenschaft der Manfredkinder, die 18, 30, 40 Jahre hinter Mauern leben mußten, von der Furcht des Anjou bewacht und vom Bann des Papstes beschattet, Unmündige, die nur heranwachsen durften, um von Jahr zu Jahr immer schwerere Ketten zu tragen; die in ihren Kerkern erblindeten oder wahnsinnig wurden, bis endlich der Tod als Befreier zu ihnen kam. Damit verglichen, erscheint selbst Konradins blutiges Ende noch als milde.

Wir wissen nicht, welche Erfüllung göttlichen Willens in diesen staufischen Schicksalen waltet. Wir sehen nur, daß Menschen rachsüchtig und ohne Milde sind, ungute Sieger, und daß sie doch den Schimmer nicht auslöschen konnten, der über dem Geschlecht der Hohenstauffer liegt. Woher dieser Schimmer und Zauber, mag jemand fragen. Es geht eine ritterliche Leuchtkraft und etwas von gewinnender Leichtigkeit von diesen Königsgestalten aus. Zugleich aber entspringt wohl der Zauber auch aus der Aufgabe, in die sie gestellt waren und deren Sinn uns gerade heute wieder nahe liegt. Denn wie einst das Reich Karls des Großen, wie später wieder die weltumfassende Herrschaft Karls V., war die der Staufer eine über nationale Schranken weit hinausgreifende, eine Aufgabe von abendländischer Verantwortlichkeit. Sie glänzt nach in der großen Dichtung der staufischen Zeit, bei Hartmann, Wolfram, Gottfried und dem Vogelweider.



Der rote Porphyrsarkophag Friedrich II. im Dom von Palermo

Aus einem Brief Kaiser Friedrichs II. an seinen Sohn Konrad:
*„Den Großen der Erde und den Königen reicht die berühmte
Abkunft alleine nicht hin, wenn dem ausgezeichneten Geschlecht
nicht adliges Wesen beisteht und erlauchter Eifer das Fürstentum
verherrlicht . . . nicht deshalb allein, weil sie höher gesetzt
sind, unterscheidet man Könige und Cäsaren von anderen, son-
dern weil sie tiefer blicken und tüchtiger handeln! Außer dem
nämlich, daß sie den Menschen durch ihr Menschtum gleichen
und durch ihr Leben gesellt sind, rechnen sie nichts besonders
sich selbst zu, wenn nicht jeder durch die Tugend der Klugheit
die übrigen Menschen übergläntzt. So nämlich werden sie ge-
boren wie Menschen und wie Menschen sterben sie!“*

DIE SCHLACHT VON BENEVENT

Der große Staufer Friedrich II. starb 1250, erst 56 Jahre alt. Fünf Söhne überlebten ihn: Konrad, Sohn seiner zweiten Gemahlin, Jolande von Jerusalem, Heinrich, der aus seiner dritten Ehe mit Isabella von England stammte, Enzo, den ihm ein deutsches Edelfräulein geboren hatte, Friedrich, dessen Mutter einem syrischen Kreuzfahrergeschlecht angehörte, und Manfred, Sohn des Kaisers und der Bianca Lancia.

Konrad trug bereits die deutsche Königskrone und war in Deutschland aufgewachsen. Heinrich starb, ohne politisch hervorgetreten zu sein, wenige Jahre nach dem Vater. Enzo, der große Krieger und Sänger, war ein Jahr vor Friedrichs Tod in die Gewalt der Stadt Bologna gefallen und blieb über 20 Jahre – bis zu seinem Tod – ein Gefangener. Friedrich von Antiochien tritt weniger hervor, er führte wohl, wie Enzo, des Kaisers Truppen und ist auch als Dichter bekannt. Friedrichs Liebhaber war Manfred, geboren 1232, an dessen schöner Mutter Bianca aus dem Piemontesischen Markgrafengeschlecht der Lancia Friedrich sehr hing. Nach dem Tod seiner dritten Gattin legitimierte er seine Beziehung zu Bianca. Der Chronist bemerkt von dieser Ehe: „Viele Jahre ist es geheim geblieben.“ Manfred erbte die Liebe seines Vaters zu Kunst und Wissenschaft, ebenso auch dessen Jagdleidenschaft. Auf Bitten des Sohnes soll der Kaiser sein berühmtes Falkenbuch „Von der Kunst mit Vögeln zu jagen“ vollendet haben. Manfred selbst schrieb später noch einige Ergänzungen dazu. Er war sprachkundig und übersetzte ein dem Aristoteles zugeschriebenes Werk aus dem Hebräischen ins Lateinische. Wie seine Brüder Enzo und Friedrich war auch er Dichter und Sänger.

Der Kaiser verheiratete den jugendlichen Sohn um 1247 mit Beatrix von Savoyen, der Witwe des Markgrafen von Saluzzo.

Als Friedrich am 13. Dezember 1250 im Castell zu Fiorentino starb, war Manfred als einziger seiner Söhne bei ihm. Der Kaiser hatte ihn in seinem Testament zum Fürsten von Tarent erhoben und ihm eine erhebliche Apanage zugewendet. Auch sollte er als Statthalter in Italien herrschen, bis König Konrad selbst ins Land kam, um sein Erbe anzutreten.

Nach dem Tod des Kaisers gewinnt Manfreds Gestalt schärfere Umrisse. Für anderthalb Jahrzehnte wird er zu einer Schlüsselfigur im Geschehen um das Mittelmeer. Die guelfisch-kirchlich

gesinnten Zeitgenossen malen den jungen Staufer so schwarz wie möglich und sagen ihm jede nur erdenkliche Schandtats nach. So beschuldigen sie ihn z. B., seine Brüder vergiftet zu haben. Die ghibellinisch-staufischen Chroniken dagegen zeichnen sein Bild fast ohne Schatten. Bei den späteren Autoren schwankt die Beurteilung Manfreds, je nach dem, ob sie den guelfisch oder ghibellinischen Nachrichten mehr Gewicht beimessen.

Dante schildert in der „Comedia Divina“ (Läuterungsberg 3. Gesang) seine Begegnung mit Manfred und beschreibt ihn als blond, schön und ritterlich. Der italienische Geschichtsschreiber del Giudice, Archivar am Staatsarchiv in Neapel im letzten Jahrhundert, urteilt über den jungen Staufer: „Manfred war vielleicht hin und wieder grausam, aber nicht mehr als seine Zeit, wie es sein Nachfolger Karl von Anjou war. Schön von Gestalt, von großer Intelligenz, die er durch Studium geschult hatte, tapfer und kühn im Kampf, freigebig und leutselig gegen alle, erfreute sich Manfred an heiteren Festen, an Gesang, Musik, Jagd und anderen Belustigungen, die zu dieser Zeit vornehmlich den Regierenden zugänglich waren und sie beschäftigten.“

Ein moderner Gelehrter nennt Manfred „träge und unentschlossen, ein Kind des Harems, verliebt in die Vorstellung seiner eigenen Größe, eine orientalische Mischung von Selbstvertrauen und Kraftlosigkeit.“ Dagegen sagt Kasimir Edschmid in seinem Italienbuch „Rom und der Süden“: Manfred war der letzte Staufer, in dessen Genie die gute Erbschaft dieses Geschlechts Fähigkeit zum Herrschen, Großmut und Intellektualität in vollkommener Vereinigung lebte.“

Manfred erwies sich in seinem Statthalteramt als tatkräftig und entschlossen. Doch munkelten manche Anhänger der staufischen Partei, er strebe nach eigener Macht in Italien unter Hintansetzung der Rechte seiner Brüder. Das schien auch König Konrad zu glauben, denn als er 1252 in Siponto landete, um sein italienisches Erbe in Besitz zu nehmen, herrschte kein allzu enges Einvernehmen zwischen den Brüdern. Nach Konrads Tod im Mai 1254 übernahm Manfred für seinen kleinen Neffen Konradin die Regierung in Italien, gewann durch kühnen Handstreich die Festung Lucera – dorthin hatte Friedrich II. seinerzeit die Moslems aus Sizilien umgesiedelt – und damit die dem Stauferhaus treu ergebenen Sarazenen und den Kronschatz. Bei Foggia siegte er über seine Gegner. Die feindlichen Anführer ließ er beseitigen. Die Gerüchte von Konradins Tod in Deutschland, die gegen Ende des Jahres 1257 in Süditalien



König Manfred. Miniatur aus *De arte venandi cum avibus*.

aufkamen, gaben die Veranlassung dazu, daß Manfred als letzter freier Staufer 1258 im Dom von Palermo zum König von Sizilien gekrönt wurde.

Hatte Manfred von Anfang an nach der Königskrone gestrebt? Hatte er die Gerüchte von Konradins Tod selbst aufgebracht oder ihnen zum mindesten nicht widersprochen, um sein Ziel

zu erreichen? Er war von den Edlen und den Gemeinden des südlichen Festlands und der Insel fast einstimmig gewählt worden. Aber ein Teil seiner ghibbellinischen Anhänger warf ihm doch Treubruch gegen Konradin vor, besonders als offenbar wurde, daß die Nachrichten vom Tod des Königsknaben falsch gewesen waren. Die Auffassung der Historiker in dieser Frage ist nicht einheitlich.

Es steht nicht fest, ob Beatrix von Savoyen noch lebte, als Manfred in Palermo gekrönt wurde; wahrscheinlich nicht. Der jetzt sechszwanzigjährige König wandte sich einer neuen Eheverbindung zu.

Fast zwangsläufig war Manfred durch seine Stellung genötigt, seine Blicke auch nach dem nahen Orient zu richten. So suchte er auf der Balkanhalbinsel Fuß zu fassen und warb um die Hand der Prinzessin Helena von Epirus. Ihr Vater, Michael II., entstammte einer Seitenlinie des früher regierenden griechischen Kaiserhauses der Angeloi. Michael war hochzufrieden mit dieser Werbung; ihm war an der Freundschaft mit dem Staufer viel gelegen. Er schenkte seiner Tochter als Mitgift die Insel Korfu und verschiedene Städte auf dem Festland an der Westküste Griechenlands. Im Sommer des Jahre 1259 schiffte sich die Prinzessin nach Italien ein. Manfred erwartete sie in Trani, einer der Hafenstädte an der italienischen Ostküste.

Helena kam mit einem großen Gefolge von Damen und Rittern an. Gleich nach der Landung wurde die Hochzeit in Trani gefeiert. Das Volk war von der jungen Königin sehr angetan. „Die Königin ist sehr anmutig und von edler Art“, berichten die Chronisten. „Sie ist viel schöner als die erste Frau des Königs, und wie man sagt, kaum siebzehn Jahre alt.“

Aber nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihre Güte und ihre Klugheit werden gerühmt. Manfred war zwar eine politische Heirat eingegangen, aber er fand an Helenas Seite ein reiches persönliches Glück. Vier Kinder wurden dem Königspaar im Laufe der Jahre geboren, eine Tochter und drei Söhne.

Um 1261 stand Manfred auf der Höhe seiner Macht und hatte seine Herrschaft bis über Mittelitalien ausgedehnt. Selbst die Möglichkeit eines Ausgleichs mit dem Papst zeigte sich. Vielleicht auf Helenas Rat hin versuchte Manfred mehrere Male, sich mit der Kirche zu versöhnen, doch kam die Verständigung nicht zustande. Ein Hindernis mochte neben manchem sonstigen auch die Heirat von Manfreds Tochter Konstanze aus erster Ehe mit dem Thronfolger von Aragon sein, eine Verbindung, gegen welche die Kurie manche Einwände zu machen hatte.

Immer gefährlicher erschien Manfreds Macht der Kirche. Papst Urban IV., ein gebürtiger Franzose, rief Karl von Anjou, den jüngsten Bruder des französischen Königs, Ludwig des Heiligen, zu Hilfe und versprach ihm die Krone Siziliens. Auf Grund der einstigen Verträge mit den Normannen sah die Kirche Sizilien als ihr Lehensland an, über dessen Herrschaft sie nach Ermessen verfügen konnte. Die Staufer dagegen beriefen sich auf ihr ererbtes Recht auf das Königreich.

Karl von Anjou hatte sich 1246 mit Beatrix, der Erbin von der Provence, verheiratet. Nur wenige Jahre älter als der Hohenstaufe, war er ein ausgezeichneter Feldherr, persönlich tapfer, von brennendem Ehrgeiz getrieben, ein kluger Diplomat und ein vorzüglicher Verwaltungsmann. Er war nicht der Unmensch, als der er manchmal dargestellt wird, aber sein Wesen war kalt und karg, und er schreckte vor gezielter Grausamkeit nicht zurück. Das Strahlend-Lebendige der Staufer fehlte ihm, die mit ihrer Heiterkeit und Großmut alle Herzen gewannen.

Manfred erkannte die drohende Gefahr. Doch noch einmal schien es eine Chance für den Staufer zu geben. Papst Urban IV. starb im Oktober 1264 in Todi. Das Konklave dauerte vier Monate. Manfred nützte die Zeit nicht; er wollte auf das Kardinalskollegium keinen Druck ausüben. Karl dagegen setzte in aller Ruhe die Vorbereitungen für seinen italienischen Feldzug fort. Am 15. Februar 1265 wurde als neuer Papst der Kardinal von Sabino, Guido Folquois, ein Franzose aus dem Languedoc, gewählt, der sein Amt unter dem Namen Clemens IV. antrat. Er war den Stauern ein ebenso unerbittlicher Feind wie sein Vorgänger.

Im Sommer 1265 wurde Karl in Rom mit dem Königreich Sizilien belehnt, im Januar des folgenden Jahres feierlich gekrönt. Wenige Tage später war er mit seinem Heer auf dem Weg nach Süden. Bei Ceprano am Fluß Liri erreichten die Franzosen die Grenze des Königreichs. Der Flußübergang war unbewacht, die Brücke nicht zerstört. Karls Soldaten rückten hinüber.

Warum war die Brücke nicht besetzt, warum wurde der Flußübergang nicht verteidigt? Man sprach von Verrat. Angeblich soll König Manfred seinem Schwager, Richard von Caserta, die Bewachung der Brücke befohlen haben. Dieser habe die ihm zugeteilte Aufgabe nicht erfüllt und sei treulos geworden. Das ist jedoch nicht richtig. Richard wechselte zwar die Partei, aber erst zu einem anderen Zeitpunkt.

Manfred lag mit seinen Truppen zu dieser Zeit in Capua. Er rechnete damit, daß die Festungen entlang des Flusses Liri den

Feind aufhalten würden. Aber die befestigten Plätze fielen einer nach dem anderen in Karls Hände, ohne viel Widerstand. Manfred war bestürzt. Seine Lehensleute hatten ihm zwar Gefolgschaft bis in den Tod gelobt, aber vielleicht fragte sich der König bereits jetzt, wieviel dieser Eid wert war.

Am 10. Februar 1266 gelang es Karls Heer, die Doppelfestung von San Germano bei Cassino einzunehmen. Das entscheidende Treffen wurde auf der Ebene bei Benevent ausgetragen. Die Stadt liegt auf einem niederen Hügelzug, der nach zwei Tälern leicht abfällt. Durch das eine Tal fließt der Sabato, durch das andere der Calore. Nicht weit von der Stadt vereinigen sie sich zum Volturno. Manfreds Truppen lagen nördlich vor Benevent und hatten die Stadt als Rückhalt; Karls Heer kam von Süden. Bei den Zeitgenossen heißt der Ort des Kampfes einfach „Das Feld von Benevent“, manchmal auch „Rosenfeld“ oder „Blumenfeld“.

Am Freitag, dem 26. Februar 1266 kam es zum Zusammenstoß. Manfreds Leute griffen an, doch, wie es scheint, zu früh und ohne eigentlichen Befehl. Der König hielt sich mit seinen Baronen in der Reserve. Plötzlich rückten Karls Truppen vor. Manfred gab seiner Begleitung das Zeichen zum Angriff. In diesem Augenblick ritten seine beiden Schwäger und mit ihnen viele Herren vom Schlachtfeld weg und hinüber zum Feind. Vielleicht hätte sich Manfred immer noch durch die Flucht retten können. Er tat es nicht. Niemand kann sagen, was in ihm vorging, als er bei Benevent nicht die Flucht wählte, sondern den Kampf – und den Tod. Mit seiner kleinen Schar warf er sich dem Feind entgegen. Gleich darauf wurde er niedergestreckt. Wenige seiner Leute kamen davon. Am Abend war der Anjou Sieger, und das Königreich lag offen vor ihm. Zwei Tage später wurde der tote König gefunden, der Kleider beraubt und ausgeplündert. Man führte ihn auf einem Esel durchs Lager wie ein Schaustück. Karl ließ einige der gefangenen Ghibellinen fragen, ob sie in dem Toten den König erkannten, und sie bestätigten es. Ein paar französische Ritter baten den Anjou, einen so tapferen Krieger würdig zu bestatten. Karl schlug es ab, weil Manfred im Bann der Kirche gestorben war. Schließlich ließ er ihn mit gewissen Ehren, wenn auch ohne kirchliche Zeremonien, begraben. Bei der Brücke von Benevent wurde der tote König in die Erde gelegt.

Über den genauen Platz von Manfreds letzter Ruhestätte war man sich nicht immer einig. Heute nimmt man allgemein an, daß er sich in der Nähe der Ponte dei Leprosi befunden habe.



Tal des Calore bei Benevent – links Reste der Ponte dei Leprosi

Der Erzbischof von Cosenza ließ später den Leichnam ausgraben und die Gebeine jenseits des Flusses Verde zerstreuen. So erzählte Dante in der *Comedia Divina*. Das Andenken an die Staufer sollte nach dem Willen der Sieger ausgelöscht werden. Denn im Lande schlug die Stimmung bald um. Manfreds Gestalt leuchtete aus der Erinnerung, und selbst auf der Seite seiner Gegner hieß es: „Oh König Manfred, als du lebstest, haben wir dich nicht erkannt, nun du tot bist, klagen wir um dich. – Wir fühlen, daß die Befehle deiner Herrschaft sanft waren, während wir jetzt der andern Schärfe schmecken.“

Manfred hatte Helena mit den Kindern in der Festung Lucera zurückgelassen, unter dem Schutz seiner Sarazenen und umgeben von zahlreichen Edeln des Königreichs. Dort erreichte sie die Nachricht von Manfreds Tod und von der verlorenen Schlacht. Der Chronist, den wir als den Anonymus von Trani kennen, berichtet: „Die Königin Helena, die sich in Lucera befand, wußte sich keinen Rat, weil die Barone und die Höflinge sich von ihr abkehrten. Die einzigen, die sie nicht verließen, waren unsere Bürger, Messer Monualdo mit seiner Gattin Amundilla und Messer Amerusio, die dem König Manfred vertraut und treu waren. Diese ermutigten die Königin und rieten ihr, sich nach Trani zu flüchten und sich dort mit ihren Kindern zu ihrem Vater nach Epirus einzuschiffen. Messer Amerusio sandte eiligst durch einen Getreuen Botschaft an Messer Lu-

pone, seinen Freund, daß er heimlich eine Galeere oder ein anderes gutes Schiff ausrüsten und bereit halten solle.“

In der Nacht vom 3. März kam Helena mit ihren Kindern nach Trani. Die Häscher waren ihr dicht auf den Fersen, doch hatte sie berechtigte Hoffnung zu entkommen. Aber ein furchtbarer Sturm wütete, der landeinwärts wehte und die Ausfahrt verhinderte. Fiebernd wartete Helena, daß der Wind sich drehe. Der Weg nach Osten war für sie die einzige Möglichkeit, überhaupt noch etwas zu retten. Nur wenn sie frei blieb, konnte sie einmal wieder um das Erbe ihrer Kinder kämpfen. Da sie sich in der Stadt nicht sicher fühlte, zog sie sich mit ihren Kindern in das Castell von Trani zurück und wurde vom Burghauptmann ehrerbietig empfangen.

Den Namen dieses Kastellans hält keine Chronik fest. Wohl nahm er die Flüchtlinge auf, dann aber ließ er sich von den Abgesandten des Papstes und Karls, die als Mönche verkleidet in der Stadt erschienen, durch Drohungen und Versprechungen zum Verrat bereden. Als der Wind sich gedreht hatte und die Königin mit den Ihren aufs Schiff wollte, befahl er, die Zugbrücke hochzuziehen. Helena mit ihren Kindern war gefangen. Lakonisch erzählt der Anonymus: „Am 6. Tag des Monats März erschienen viele bewaffnete Reiter von König Karl, die in das Gefängnis der Königin gingen und ihre vier Kinder nahmen und den ganzen Schatz, den sie hatte, und in der Nacht trugen sie die Kinder hinweg, und sie wußte nicht wohin.“

Die Kinder waren noch klein, das Mädchen Beatrix höchstens sechs Jahre alt, von den Jungen zählte der älteste, Enrico, kaum fünf, die beiden kleineren, Federico und Enzo, vielleicht vier und drei oder noch weniger.

Helena blieb zunächst im Castell von Trani, und wahrscheinlich ließ man Beatrix vorläufig bei ihr. Aber ihre Söhne sah sie in der Nacht vom 6. März zum letzten Male.

Einige Monate später kam es zu einer Unterredung zwischen Karl und der gefangenen Königin im Castell Lagopesole. Wir wissen nicht, worüber gesprochen wurde. Vermutlich sollte Helena ihr Heiratsgut an den Sieger herausgeben.

Die Königin kam nicht mehr nach Trani zurück, sondern wurde fortan in Nocera gefangen gehalten. Sie litt keine eigentliche Not, bekam genügend zu essen, hatte auch Dienerschaft bei sich. Aber sie war gefangen und allein, der Anjou hatte sie für immer von ihren Kindern getrennt, denn auch die kleine Beatrix hatte man jetzt von der Mutter weggenommen und nach dem Castel del Uovo bei Neapel gebracht.



Castel del Monte

Auf welche Hilfe konnte Helena noch rechnen? Ihre Verwandten in Griechenland konnten oder wollten sich ihrer nicht annehmen. Eine gewisse Hoffnung flammte vielleicht in der Königin auf, als sie von Konradins Zug nach Italien erfuhr. Aber Konradins Feldzug scheiterte, und nach Konradins Tod regte sich in Deutschland keine Hand mehr für die Stauer. Die unglückliche Helena starb im März 1271 in Nocera, noch nicht dreißig Jahre alt.

Um Manfreds Söhne blieb es still. Karl wagte nicht sie zu töten, aber sie sollten so gefangen sein, als hätten sie nie gelebt. Vermutlich sind sie von Trani gleich nach dem Castel del Monte gebracht worden. Die armen Kinder vegetierten mit Ketten an Armen und Beinen in irgendeinem Gemach dieses schönsten Hohenstaufen Schlosses in Apulien. Ihr Großvater Friedrich II. hatte es nach eigenen Ideen bauen lassen. Voll strenger Anmut leuchtet es über dem Land wie eine Krone.

Es gelang Karl lange Zeit, das Dasein der jungen Prinzen zu verheimlichen. Jeder hielt sie für tot. Als sich 1282 die Sizilianer gegen das Anjou-Regime erhoben und die Franzosen von der Insel vertrieben, riefen sie Konstanze von Aragon auf den Thron des Königreichs. Sie galt als die einzige legitime Erbin von Manfreds Rechten. Ein großer Krieg brach aus zwischen den Häusern Aragon und Anjou. Im Verlauf dieser Kämpfe

wurde Beatrix befreit und zu ihrer Schwester nach Sizilien gebracht. 18 Jahre lang war sie im Castel del Uovo bei Neapel gefangen gewesen. Von ihren Brüdern hört man kein Wort.

Erst unter der Regierung von Karls Nachfolger, seinem Sohn Karl II., werden die Nachrichten über die Gefangenen auf Castel del Monte etwas häufiger. Ungefähr 1291 regelte der König in einem Erlaß die Ausgaben für die Brüder. Wenig genug wurde für sie aufgewendet.

1297 wurde eine Familienverbindung zwischen den Häusern Anjou und Aragon geschlossen. Vielleicht wurde dabei auch der Söhne Manfreds gedacht. Jedenfalls erging im April dieses Jahres ein königliches Schreiben an den Burgvogt von Castel del Monte, in dem es hieß: „Wir befehlen Euch durch dieses, daß Ihr Heinrich, Friedrich und Anzolin, die Söhne des ehemaligen Fürsten Manfred, welche in dem Schloß in Ketten gehalten werden, augenblicklich von diesen Ketten befreit und sie ehrenvoll behandelt, wie es sich geziemt. Und weil es heißt, daß einer derselben krank ist, so sollt Ihr irgend einer Person zu seiner Pflege in angemessener Weise den Zutritt erlauben. Wir gestatten auch, daß Fra Matteo vom Orden der Minora zu den Brüdern ungehindert Eingang habe. Doch sollt Ihr sie nichtsdestoweniger unter sorgsamer Wache halten.“

Aber auch das bedeutete nicht viel. Mit der „ehrvollen Behandlung“ war es sicher nicht weit her, sonst hätte Karl nicht im Mai 1298 dem Schloßvogt von Castel del Monte befehlen lassen, die Gefangenen mit genügend Nahrung zu versorgen. Im Juni 1299 erließ König Karl überraschend einen neuen Befehl: die Söhne Manfreds seien zu befreien, mit passenden Kleidern, Pferden und genügend Geld zu versehen und unter Führung eines Ritters zum König zu bringen.

Nachdem Manfreds Söhne vierunddreißig Jahre im Kerker geschmachtet hatten, atmeten sie zum erstenmal wieder freie Luft. Sie ritten durch ein Land, das eigentlich das ihre war. Ob sie es empfanden? Ob sie es überhaupt wußten? Oder waren die Nachkommen des strahlenden Königspaares Manfred und Helena geistig verarmt, beschränkt und dumpf geworden? Es wäre kein Wunder gewesen nach soviel Jahren der Gefangenschaft.

In die Freiheit führte auch dieser Weg für die Brüder nicht, nur in einen anderen Kerker. Karl II. ließ sie in das Castel dell 'Ovo bringen, wo ihre Schwester Beatrix lange gefangen gewesen und von wo aus ihr Vetter Konradin dreißig Jahre zuvor seinen Weg aufs Schafott angetreten hatte.

Federico und Enzo, die beiden jüngeren Brüder, waren 1301 nicht mehr am Leben. Es heißt zwar, daß Federico aus dem Kerker entflohen und sich nach Ägypten und England gewandt habe, um sein Recht zu suchen. Doch muß das wohl in das Reich der Sage verwiesen werden. Die späteren Nachrichten sprechen immer nur von einem Prinzen, von Enrico, dem ältesten Sohn. In den königlichen Rechnungsbüchern sind die Aufwendungen für ihn verzeichnet. Diese Notizen schließen mit den Worten: „Der Besagte Henricus starb am letzten Tag des Oktobers 1318.“

Der Stern der Hohenstaufen ging in Schwaben auf – er erlosch in Apulien – genau gesagt: am 26. Februar 1266, als Manfred bei Benevent fiel. Was dann noch kam: der Italienzug des jungen Konradin, sein Triumph, seine Niederlage und sein tragischer Tod – das war nur noch das Aufglühen und Verlöschen der letzten Funken. Aber auch die Feinde der Staufer errangen keinen Sieg. Karl von Anjou scheiterte am Schluß seines Lebens, und seine ehrgeizigen Pläne hatten sich nicht erfüllt, so nahe er oft auch der Verwirklichung gewesen war. Für die Kirche und die Christenheit endete der so unerbittlich geführte Kampf gegen das Kaisertum letztlich mit dem Exil von Avignon und mit dem Schisma. Mit den Staufern ging die Einheit des Abendlandes dahin, und der Westen spaltete sich endgültig in viele einzelne Nationen auf. Das Gesicht Europas veränderte sich für alle Zeiten.

Benutzte Literatur

- Pfister, Kurt: Kaiser Friedrich II., München 1946.
Wahl, Rudolf: Wandler der Welt, München 1949.
Runciman, Steven: Die Sizilianische Vesper, München 1959.
Gregorovius, Ferdinand: Wanderjahre in Italien, Köln Neuaufll. 1953.
Waldburg-Wolfegg, Graf: Vom Südreich der Hohenstaufen, München 1964, 4. Auflage.
Schirmacher: Die letzten Hohenstaufen.
Haseloff, A.: Die Bauten der Hohenstaufen in Süditalien, 1920.
Karst, August: Geschichte Manfreds vom Tode Friedrichs II. bis zu seiner Krönung 1250–1258, Berlin 1897.
Maschke, Erich: Das Geschlecht der Staufer, München 1943.
Willemsen, Karl A.: Kaiser Friedrich II. und sein Dichterkreis, Krefeld 1947.
Willemsen, Karl A.: Apulien, 1944.
Kohlrusch, Robert: Deutsches Schicksal im Süden, 1946.
Merkel, Carlo: Manfredi I. und Manfredi II. Lancia, Torino 1886.
Giudice, Giuseppe del: La Famiglia di Re Manfredi, Napoli 1896.

Das Dekret, durch welches Innozenz IV. am 17. Juli 1245 Kaiser Friedrich II. als abgesetzt erklärte, schließt mit den anmaßenden Worten:

„Und so haben wir denn . . . kraft unserer Stellung als Stellvertreter Christi auf Erden . . . den erwähnten Fürsten, der sich des Kaisertums und Königtums und aller Ehren und Würden so unwürdig gemacht hat, der seiner Ungerechtigkeiten und Frevel wegen von Gott verworfen worden ist, nicht mehr zu regieren und zu herrschen, und der in seiner Sünde sich gefangen hat und niedergeworfen ist, – aller Ehren und Würden vollständig beraubt und sprechen alle, welche ihm durch Treueid verpflichtet sind, von diesem Eid für immer los und verbieten kraft unserer apostolischen Machtvollkommenheit einem jedem auf das strengste, dem Kaiser und König Gehorsam zu leisten und beschließen, daß alle, welche in Zukunft ihm als Kaiser oder König Rat und Hilfe bringen oder Gunst erzeigen, von Rechtswegen hierdurch der Exkommunikation verfallen . . .“



Papst Innozenz IV.

Im März 1246 schreibt derselbe Papst:

„Christus ist der Bräutigam der Kirche. Durch ihn regieren die Könige, von ihm geht alle Gewalt aus und in ihm leben und sind wir; seine Gewalt erstreckt sich von Meer zu Meer, bis an das Ende der Welt . . . Die Söhne desselben, die Priester, haben die Herrschaft über die ganze Welt; ihnen ist die Gewalt verliehen, auszurotten und zu zerstören, aufzubauen und zu pflanzen. Es muß deshalb als wahnsinnige Tollkühnheit angesehen werden, sich stolz aufzulehnen gegen diese Kirche . . .“

JOSEF MÜHLBERGER

KARL VON ANJOU (1220-1285)

So verschieden die vierzehn Päpste zur Zeit der Staufer gewesen sein mögen, gemeinsam war ihnen allen der Kampf gegen dieses Geschlecht, ein Kampf, der sich zu Haß steigerte. Die Vernichtung der Staufer schien ihres Lebens Ziel und Zweck zu sein.

1250 war Kaiser Friedrich II. gestorben, schon 1254 erlag sein Sohn und Nachfolger, Konrad IV., auf seinem Italienfeldzug einer ruhrartigen Krankheit; einige Chronisten sprechen von Vergiftung. Konradin, der Sohn Konrads, war zu der Zeit erst zwei Jahre alt. Der Lieblingssohn Kaiser Friedrichs II., der allzu sorglose Manfred versuchte, das Königreich Sizilien, zu dem Sizilien, Apulien und andere Teile Süd- und Mittelitaliens gehörten, als Statthalter seines Neffen Konradin seinem Geschlecht zu erhalten. Auch er stieß auf den heftigsten Widerstand des Papstes und des von diesem nach Italien gerufenen und widerrechtlich mit dem Königreich Sizilien belehnten Grafen Karl von Anjou. Papst Innozenz IV., der große Gegenspieler Friedrichs II., starb 1254. Er war bei aller Größe als Politiker ein geldgieriger, hinterlistiger, einen schrankenlosen Nepotismus ausübender Mann, ein Verächter der Staufer, die er noch in seiner Grabschrift als giftige Vipernbrut bezeichnete. Als Haupt der Christenheit beanspruchte er neben der geistlichen Führung auch noch die Lehenshoheit, also die weltliche Macht, über alle Herrscher und Völker. Selbst Ludwig der Heilige von Frankreich mußte ihm während des Konzils von Lyon (1246) einmal mit der Ausweisung aus Frankreich drohen, und der König von England lehnte damals ab, ihn aufzunehmen.

Seinen tiefen Abscheu vor den Stauern vererbte er seinen Nachfolgern Alexander IV. und Urban IV. Dieser letztere lieferte das Königreich Sizilien denn auch Karl von Anjou aus. Als dieser – allerdings erst unter Urbans Nachfolger Klemens IV. – am 28. Juli 1263 in Italien eintraf, belehnte ihn dieser Papst mit der staufischen Erbmonarchie Sizilien.

Bestand aber überhaupt ein Recht des Papstes, dieses Königreich Sizilien als Lehen zu behandeln und zu vergeben? Diese Frage stellen, heißt sie verneinen. Kaiser Heinrich VI. hatte zwar, auf seinem Totenbett, weil sein Sohn Friedrich erst drei Jahre alt war, die Kurie als Erbin des Königreichs Sizilien ein-



Karl von Anjou. Statue im Museo del Palazzo dei Conservatori, Rom

gesetzt, aber nur für den Fall, daß Friedrich ohne Erben sterben sollte. Diese Bedingung trat nicht ein und somit hatte kein Papst das Recht, Sizilien als päpstliches Lehen zu betrachten und zu vergeben.

Schon Coelestin III. wollte Kaiserin Konstanze, die Witwe Heinrichs VI., als Königin von Sizilien zwingen, die Lebensherrschaft des Papstes über Sizilien anzuerkennen, aber noch bevor ein diesbezügliches Vertragswerk abgeschlossen wurde, starb Coelestin, doch erbat Konstanze kurz vor ihrem Tod für ihren noch nicht vier Jahre alten Sohn Friedrich die päpstliche Vormundschaft.

Wie es wirklich um das „Recht“ stand, die staufische Erbmonarchie des Königreiches Sizilien als päpstliches Lehen zu vergeben, zeigt die zeitgenössische Antwort König Ludwigs des Heiligen von Frankreich, dem der Papst ein Lehen über Sizilien als erstem angeboten hatte. Der gewiß kirchentreue heilige Ludwig wies das päpstliche Anerbieten zurück, weil das Recht Konradins auf das Königreich unbestreitbar sei. Er, der König, könne sich nicht anmaßen, fremden Besitz für sich und seine Söhne in Anspruch zu nehmen. Sizilien war nach dem Tod Friedrichs II. von den Päpsten übrigens auch anderweitig angeboten worden, so dem englischen König Heinrich III., dann seinem Sohn Edmund. Schließlich nahm der 42jährige skrupellose Bruder Ludwigs des Heiligen, Karl von Anjou, 1263 das Angebot an.

Der 1220 als Sohn Ludwigs VIII. von Frankreich und seiner Gemahlin Bianca von Kastilien geborene Karl hatte 1248 durch Heirat mit Beatrix, der Erbin der Provence, diese erhalten und bekam dazu von seinem Bruder die Grafschaften Maine und Anjou. 1249 begleitete er den König auf dem Kreuzzug nach Ägypten, und am 4. November 1265 wurde er von Klemens IV. mit dem noch zu erobernden Königreich Sizilien belehnt und am 6. Januar 1266 in St. Peter zum König gekrönt. Am 26. Februar 1266 wurde der Lieblingssohn Friedrichs II., Manfred, als Statthalter Konradins König von Sizilien, bei Benevent von Karl von Anjou geschlagen. Manfred fiel in der Schlacht.

Auch Papst Klemens IV. war Franzose. Er war verheiratet gewesen und Vater einiger Kinder. Von Beruf war er Jurist und wegen seiner hervorragenden Kenntnisse vom französischen König an den Hof berufen worden. Als Witwer trat er in den geistlichen Stand. Wegen gegenpäpstlicher Unruhen in Rom fand seine Wahl zum Papst in Perugia statt, er regierte in Viterbo.

Die Nachwelt hat Karl von Anjou den Namen des Bösen und Grausamen gegeben. Die Geschichtsschreiber heben den Gegensatz zwischen ihm und seinem heiliggesprochenen Bruder her-

vor. Über König Ludwig den Heiligen schreibt Maurice Druon: „Genau gesagt, war er einer der großen Neurotiker in der Geschichte; hätte er nicht zur Heiligkeit tendiert, hätte er ein Ungeheuer werden können. Ein Nero war aus dem gleichen Holz geschnitzt.“ Nero sollte denn auch sein Bruder Karl von den Zeitgenossen genannt werden. König Alfons der Weise von Kastilien nannte ihn „Nero Neronior“, also schlimmer noch als Nero.

Im Konservatorenpalast in Rom steht eine Statue Karls. Der mächtige Körper des Sitzenden erscheint schwer, fast plump, das Gesicht spiegelt Kälte und Härte, der Mund ist zusammengekniffen, der Blick drohend, die Stirn finster. Dante nennt ihn den Adlernasigen. Die Chronisten bezeichnen ihn als geld- und blutigierig. Die Haut des Gesichts war olivenfarbig. Er schlief wenig, um keine Zeit zu verlieren; die Jagd wie jede Art von Vergnügungen langweilten ihn, die Künste waren ihm verhaßt. Er sprach wenig und lachte nie, aß und trank mäßig und kleidete sich wie seine Krieger, zweifellos aber war er ein begabter Feldherr und Staatsmann.

Karls Wesen zeigt sich an der Art, wie er an dem bei Benevent gefallenen Manfred Rache übte. Er ließ ihn bei der Brücke über den Fluß Calore verscharren, und der Papst sprach von dem Toten als „dem stinkenden Kadaver jenes Pestmenschen Manfred“. Als Gefangene Karls starb Manfreds Gattin, Helena von Epirus, 1371 in Mocera, ihre Tochter Beatrix wurde 18 Jahre in hartem Gewahrsam im gleichen Castel dell'Ovo in Neapel gefangen gehalten, aus dem Konradin zur Hinrichtung geführt werden sollte. Die Söhne Manfreds, Heinrich, Friedrich und Enzo, fristeten mehr als drei Jahrzehnte als Gefangene im Castel del Monte ein elendes Dasein.

Die „Vipernbrut der Staufer“ schien ausgetilgt. Da erschien im Herbst 1267 der fünfzehnjährige Konradin in Verona, von den Italienern begeistert empfangen, um sein väterliches Erbe im Kampf gegen Karl von Anjou zurückzuerobern. Konradin kam dabei zunächst die unerbittliche Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit Karls von Anjou zugute. Selbst der Papst machte Karl einmal den Vorwurf: „Da Du das Reich einnahmst, hofften wir auf Deine gerechte Herrschaft. Statt dessen hast Du viele beleidigt, die meisten sind Dir von Herzen feindlich gesonnen; selbst jene, welche ergebene Miene zeigen, würden sich zu Deiner Demütigung erheben, wenn sich, was ferne sei, der geeignete Augenblick einstellte.“

Nun war dieser Augenblick mit dem Einzug Konradins am

21. Oktober 1267 in Verona gekommen. In einem so kühnen wie triumphalen Zug war der junge König am 24. Juli 1268 bis Rom gelangt, wo er selbst vom Vetter Karls von Anjou – die beiden hatten sich wegen Geldsachen zerstritten – mit einer Festlichkeit ohnegleichen empfangen wurde. Der Stern Karls schien dem Erlöschen nahe zu sein. Der größte Teil des Königreichs, vor allem das Kernland Sizilien, hatte sich für Konradin entschieden.

Schon wenige Tage nach Verlassen Roms standen sich am 23. August 1268 das Heer des jungen Staufers und das Karls bei Tagliacozzo (oder Scurcola) gegenüber. Die Schlacht schien für Konradin gewonnen, Karl von Anjou weinte vor Zorn. Das seines Siegs gewisse und schon sorglos rastende Heer Konradins wurde aber durch verborgen gehaltene Ritter Erards von Valéry überfallen, geschlagen und zersprengt. Konradin entkam und wollte von Astura auf dem Seeweg nach Sizilien gelangen, das schon in seiner Hand war, aber Johannes Frangipani, der Sohn eines Gefolgsmannes Friedrichs II., nahm ihn gefangen und lieferte ihn Karl von Anjou aus.

Er und der Papst zögerten vor der Entscheidung über Konradins Leben oder Tod, sie fanden aber schließlich einen juristischen Ausweg, um Konradins Hinrichtung zu begründen. Das Gericht wie das Todesurteil und dessen Vollstreckung am 29. Oktober 1268 in Neapel konnten jedoch schon vor der Mitwelt nicht bestehen. Wie schon beim Tode Manfreds schreckte Karl von Anjou auch diesmal vor der Entehrung des Toten nicht zurück; er gönnte ihm kein Grab. Die Gesinnung Karls kennzeichnen Worte aus dem Brief, in welchem er dem Papst seinen Sieg mitgeteilt hatte: „Ich bitte Euch, Vater, eßt mit schuldigem Dank gegen den Allerhöchsten von dem durch Euren Sohn erbeuteten Wild.“ Ein Vierteljahr nach Konradins Tod feierte der verwitwete Karl in Mailand eine prunkvolle Hochzeit mit der Tochter des Grafen von Nevers.

In ganz Europa rief die Enthauptung Konradins Abscheu und Erschrecken hervor. Über das Königreich brach eine Woge von Verfolgungen herein, die grausamer nicht auszudenken waren. Klemens IV., der einen Monat nach Konradins Hinrichtung in Viterbo starb, soll den Ausspruch getan haben: „Der Tod Konradins ist das Leben Karls.“ Es wurde kein gesegnetes Leben.

Schon Klemens IV. hatte erkannt, daß er ein Gefangener des von ihm berufenen Karl geworden war. In Nikolaus III., der selber mehr weltlicher Herrscher als geistliches Oberhaupt war (Dante begegnete ihm im Inferno in einem feurigen Felsen-

grab), fand Karl einen harten Gegner, der seinerseits versuchte, Rudolf von Habsburg gegen den Anjou zu Hilfe zu rufen. Aber Nikolaus starb schon 1280, und Karl wußte die Wahl eines ihm willfährigen Papstes, Martins IV., durchzusetzen.

Weite Teile Italiens waren mit der Herrschaft Karls höchst unzufrieden, die Italiener verabscheuten die Franzosen, die ihnen „von der vernichtenden Natur des Feuers oder Blitzes waren“ (Saba Malaspina). Trotz der Unruhen im Land – es wurde von der ghibellinischen Partei in Deutschland wegen der Nachfolge der Staufer in Italien verhandelt – hegte Karl Eroberungspläne über Italien hinaus, vor allem gegen Byzanz.

1270 hatte der Bruder Karls, Ludwig der Heilige, einen neuen Kreuzzug nach Tunis unternommen, geriet aber durch die in seinem Lager ausgebrochene Pest in eine schwierige Lage. Der zu Hilfe gerufene Karl kam zu spät, sein Bruder war der Seuche erlegen. Karl plünderte das besetzte Land aus, aber seine mit Schätzen beladenen, heimkehrenden Schiffe gerieten in einen Sturm und sanken. Karl hielt sich am Strandgut auch seiner Verbündeten schadlos.

Der Unwille der Sizilianer über die Ermordung Konradins und über die rücksichtslose französische Herrschaft führte am 30. März 1282 zur „Sizilianischen Vesper“. Durch diesen Aufstand verlor Karl Sizilien, die Franzosen im Lande wurden getötet. Die Insel fiel an Konstanze, die Tochter Manfreds und Enkelin Friedrichs II., und ihren Gemahl Peter von Aragon.

Die Flotte, durch die Karl Messina erobern wollte, wurde durch den aragonesischen Seehelden Ruggiero di Lauria an die kalabrische Küste zurückgedrängt und vernichtet. 1284 erschien die sizilianische Flotte, wiederum unter Ruggiero di Lauria, ihrerseits in der Bucht von Neapel. In der für die Franzosen unglücklichen Seeschlacht geriet Karls Sohn in Gefangenschaft und wurde zum Tode verurteilt. Peter von Aragon verhinderte die Vollstreckung des Urteils.

Sein Nachfolger wurde sein 1288 freigelassener Sohn Karl II. Er regierte bis 1309. Das Königreich Neapel brachte dem Geschlecht der Anjou keinen Segen: Thronstreitigkeiten führten zu verworrenen Kämpfen, Kriegen und Ermordungen. Unrühmlich endete der letzte männliche Sproß, Ladislaus; er starb 1414 in Castel Nuovo an der Lustseuche.

kommt gestiegen“ rief man sich in Schwaben zu – kam in abenteuerlichem Zug mit einer Handvoll Ritter über die Alpen an den Bodensee, um dem Welfen Otto IV. die deutsche Krone zu entreißen. In Konstanz geschah das Unglaubliche: Der Welfe mußte weichen, und Friedrich II. gewann das Deutsche Reich und die Kaiserkrone. Warum sollte nicht Konradin umgekehrt von Deutschland nach Italien ziehen, um sein sizilisches Erbe dem Franzosen Anjou zu entreißen? Warum sollte der Stauferproß nicht auch die Herzen im Königreich Sizilien gewinnen, wie der Großvater die Herzen im Schwabenland?

Doch nicht Traumwunsch und Abenteuerlust gaben den Ausschlag bei dem Unternehmen; politisch und machtmäßig wurde der Grund gelegt, mit Umsicht und Tatkraft gingen seine Verwandten ans Werk, und manche schwäbische Herrn wirkten mit. 1266 berief Konradin einen Hoftag nach Augsburg, auf dem Anhänger geworben wurden und der Plan die Zustimmung fand, die Ghibellinen (Stauferpartei) erhoben besonders auf der Insel Sizilien ihre Häupter, Unruhe brach im ganzen Königreich aus; zwischen Welfen und Ghibellinen begann ein Bürgerkrieg zu schwelen und breitete sich immer weiter aus. Karl geriet in schwere Bedrängnis; wegen seiner selbtherrlichen Regierung, seiner Härte und des übermäßigen Steuerdrucks war er unbeliebt geworden. Trotz allem aber erforderte das gefährliche Abenteuer Mut, Tatkraft und Selbstvertrauen. Letzten Endes hing doch alles vom Willen Konradins ab. Wie sehr glückte der Knabe seinem jungen Großvater.

Konradin nahm Abschied von seiner Mutter; diese mißbilligte wohl den Zug nach Italien nicht, da doch ihr zweiter Gemahl, der Herzog von Tirol, eifrig mitwirkte. In Sorge um ihr Kind aber soll sie gesagt haben: „O verlaß das deutsche Vaterland nicht! Dies Italien, so reich von Gott mit Gütern gesegnet, hat deinen Vätern doch nur Unheil und Verderben gebracht.“

Mit dreitausend Rittern brach Konradin 1266 von Augsburg aus auf. Sein Freund und Kampfgenosse, Friedrich von Baden (Österreich), begleitete ihn, treu bis in den Tod.

Am 21. Oktober 1267 zog das Heer in Verona ein, dem Sammelplatz der lombardischen Ghibellinen. Schon belegte der Papst Klemens IV. Konradin und die ganze Gefolgschaft mit dem Bann. Der Stiefvater Konradins, Graf Meinhard von Tirol, sein Vormund Ludwig von Bayern, und andere Herrn trauten der Sache nicht mehr recht und rieten zur Umkehr. Sie selbst verließen Konradin und begaben sich in ihre Heimat.

Der Bann traf Konradin und seine Gefolgschaft, obwohl Konradin in einem Manifest erklärt hatte: „Nicht gegen den Papst beabsichtigen wir irgend etwas Feindseliges zu unternehmen. Wir betrachten ihn nach wie vor als unsern Vater und Herrn, – wollte er nur auch uns als seinen ergebenen Sohn anerkennen. Nur gegen Karl, unsern Feind, der uns unsere Rechte vorenthält, wollen wir unsere Macht erproben. Im kriegerischen Schachspiel wollen wir uns mit ihm messen; für unser Recht sollen die Schwerter sprechen! Und Gott im Himmel, der die Gerechtigkeit liebt und den Hochmut verabscheut, wird von seinem erhabenen Thron das Urteil verkünden, und er wird gerecht richten!“

Verlassen von seinen Nächsten drängte Konradin, sein Freund Friedrich von Baden und die italienischen Berater vorwärts. „Hier kam einmal ein Augenblick, wo die letzte Entscheidung nur von ihm selbst ausgehen konnte. . . . Der Entschluß, den er im Widerstreit dieser Meinungen gefaßt hat, spricht von Stolz, Mut und Unternehmungsgest. Und daß es nicht nur die Schwärmerei eines Knaben war, das hat der Erfolg gelehrt.“ (Hampe, Geschichte Konradins).

Bereits erhoben sich die Getreuesten der Getreuen Friedrichs II., die Sarazenen von Lucera, auch griffen Sarazenen von Tunis aus die Insel Sizilien an, wo man staufisch fühlte.

Der gefährliche Weitermarsch ging über Pavia nach Pisa, unter dem Jubel des Volkes erfolgte der festliche Einzug in dieser Stadt, die ihn mit Geld und Schiffen unterstützte.

Schon am 24. Juli 1268 wurde Konradin begeistert in Rom aufgenommen mit seinem jetzt fünftausend Mann zählenden Heer. Auf dem Kapitol erlebte der Knabe den höchsten Traum von Glück und Macht.

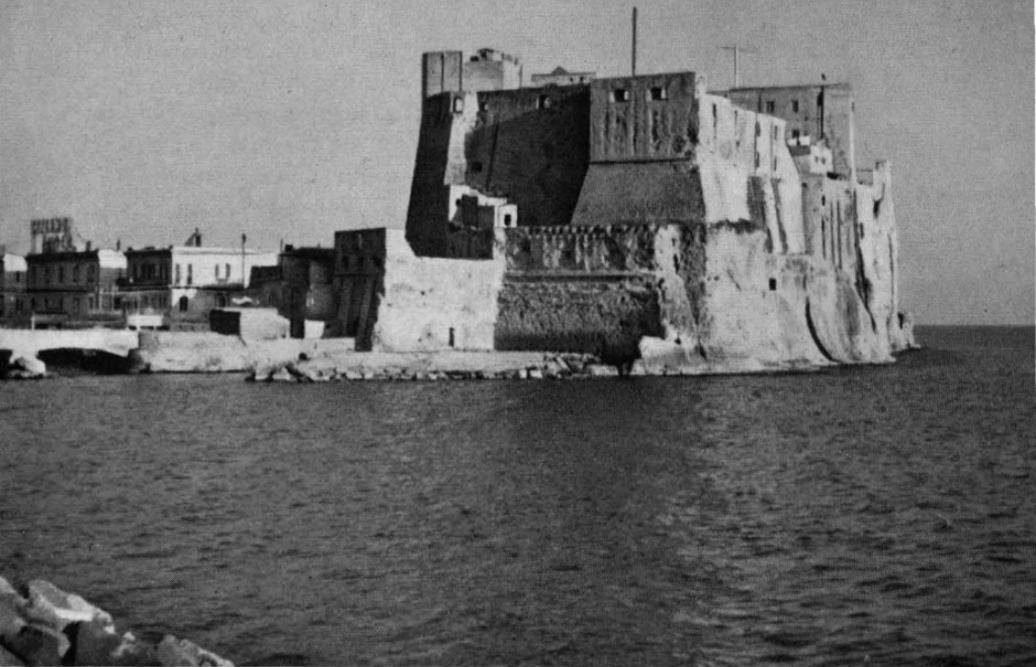
Am 18. August 1268 zog das Stauferheer ostwärts in die papentinische Ebene nach Tagliacozzo, wo die Waffen entscheiden sollten. Karl verfügte nur über halbsoviel Truppen wie Konradin, aber Karl hatte eine Reserve von achthundert auserlesenen Rittern gebildet und sich in einem Hinterhalt versteckt. Ein erbittertes Ringen begann, die staufischen Truppen zersprengten das Heer Karls, Heinrich von Kastilien verfolgte die Geschlagenen auf der Flucht. Der französische Marschall, Heinrich von Cousance, trug Karls Rüstung mit dem Liliensymbol und fiel in der Schlacht. Im Stauferheer glaubte man, Karl sei gefallen. Der Sieg schien vollständig. Ein Siegestaumel befiehl das deutsche Heer. Die Ritter legten die Rüstung ab, gingen auf Beute

aus, ruhten aus, badeten im nahen Fließchen, jegliche Ordnung löste sich auf. Da brach Karl mit seinen achthundert Rittern wie ein Orkan in das ahnungslose Heer ein, das sich nicht mehr sammeln und nicht mehr aufstellen konnte. Alles wurde weggefegt und vernichtet, was nicht mehr flüchten konnte. Der vollständige Sieg Karls hatte alles entschieden.

Konradin floh mit einigen seiner Getreuen, nach kurzem Aufenthalt in Rom, wo die Stimmung umgeschlagen war, westwärts ans Meer in der Absicht, die Insel Sizilien zur See zu erreichen, dort war noch alles in der Schwebe. In Asturia, südlich von Nettuno bestiegen die Flüchtlinge ein kleines Segelboot, das aber von einem größeren Segler abgefangen wurde. Johann Frangipani, der Herr von Astura, dessen Vorfahren soviel Gunstbezeugungen von Konradins Großvater empfangen hatten, lieferte die Gefangenen an Karl aus.

Nach schmachvoller entwürdigender Haft in verschiedenen Kerkerlöchern wurden die Gefangenen nach Neapel gebracht, unterwegs dem Spott und Hohn des Pöbels preisgegeben. Am 19. Oktober 1268 schloß sich das Tor von Castel dell'Ovo hinter den Unglücklichen. Ohne weiteres konnte Karl, wenn er wollte, den Befehl zur Hinrichtung Konradins geben, so wie er gegen die hohen Herren aus dem Gefolge des Stauferheeres vorging. Das tat er aber aus politischen Gründen nicht. Er strengte wegen Hochverrats einen Prozeß an, um vor der Mit- und Nachwelt gerechtfertigt zu erscheinen. Von drei Richtern soll die Todesstrafe wegen Hochverrats abgelehnt worden sein, nur einer habe dafür gestimmt. Trotzdem befahl Karl die Hinrichtung. Er hätte an den Bolognesern ein Vorbild gehabt, die dem Kaisersohn Enzo königliche, wenn auch lebenslängliche Haft gewährten. Ein Schimmer von Menschlichkeit hätte Karls düstere Gestalt erhellt. Wenn er aber Konradin mit dem Beil wie einen Verbrecher hinrichten ließ, so geschah das nicht nur aus Haß und Rachsucht, sondern auch aus Angst. Karls Stellung war durch Konradin völlig erschüttert worden, nur eine List in der Schlacht rettete ihn. Solange ein Staufer lebte, mußte er Aufstände befürchten, sogar gewaltsame Befreiung des königlichen Gefangenen. Erst mit dem Tod des Knaben konnte er ruhig schlafen.

Auch Papst Klemens IV. erhob keinen Einspruch gegen das Bluturteil. Er folgte der schon erwähnten Parole des Papstes Innozenz IV. vom Jahr 1251: „Rottet aus Name und Leib . . .“. Offenbar fühlte sich auch der Papst erst sicher, wenn das letzte Glied der „Natternbrut“ vernichtet war.



Kastell dell'Ovo, Neapel. Gefängnis Konradins und seiner Gefährten und – später – der Kinder Manfreds: Beatrix, Heinrich, Friedrich und Anzolin

Begleiten wir nun Konradin auf seinem letzten Gang. Im Castel dell'Ovo, in dem die drei Söhne Manfreds in Ketten zugrunde gingen, niemand weiß wann, saßen Konradin und Friedrich von Baden beim Schachspiel, als ihnen das Todesurteil vorgelesen wurde. Gefaßt und beherrscht hörten sie es an. Ein Franziskanermönch trat in ihre Zelle, um ihnen die letzten Tröstungen der Religion zu spenden. Die Türe des Gelasses blieb dabei geöffnet. Karl ließ in einer Kapelle zwei Psalmen sprechen und eine Requiemesse singen. Am 29. Oktober 1268 schlug die Stunde, in der sie auf den Richtplatz geführt wurden. Am östlichen Stadtrand, unmittelbar am Meer stand das Blutgerüst. Der Scharfrichter erwartete sie bereits, barfuß. Von diesem Platz (Piazza del Mercato) aus sahen die Gefangenen noch einmal die Herrlichkeit des Golfes von Neapel. Konradin mußte spüren, welch Zauberland, Land seiner Väter, ihm entrisen war.

Das Schafott war von einer Menschenmenge umströmt. Vertreter der Städte und Barone der näheren Umgebung waren zur Schau eingeladen worden. Alle Welt sollte wissen, daß es keinen Staufer mehr gab. Der Protonotar Robert von Bari verlas noch einmal den Richterspruch: Die Rechtsgültigkeit des Urteils sollte dem Volk ins Bewußtsein gehämmert werden. Nach der Verlesung legte Konradin das Obergewand ab und kniete nieder zum Gebet. Dann wandte er sich an den Scharfrichter mit den Worten: „Ich verzeihe dir, daß du mich tötest“, und machte zum Zeichen der Verzeihung dreimal das Kreuzeszeichen. Die letzten Worte des Knaben galten seiner Mutter: „Mutter, welch schmerzliche Kunde wirst du von mir vernehmen!“ Ergeben in das Furchtbare, in edler Haltung erwartete er den Schlag des Beiles. Als der Kopf niederrollte, stieß Friedrich von Baden einen erschütternden Schrei aus voll Schmerz und Empörung, streckte die Arme zum Himmel und ließ das grausame Schicksal über sich ergehen. Andere Getreue folgten im Tod nach. Der Vorhang fiel, die Tragödie war aus. Die Zuschauer waren ergriffen, es flossen auch Tränen des Mitleids. Die Leichen wurden an der Meeresküste verscharrt, aufgeschüttete Steine bezeichneten die Stätte. Trotz Absolution, trotz Lösung vom Bann bekamen die Hingerichteten kein christliches Begräbniß. Das ließ der Haß nicht zu. Nach zwei Jahren erlaubte Karl den Karmelitermönchen, statt ihrer kleinen Kapelle in der Nähe des Grabes eine größere Kirche zu bauen. Konradins Mutter betrieb den Bau und stiftete Geld dazu; sie ließ die Mönche regelmäßig für ihren Sohn Totenmessen lesen. Nach Beendigung des Baues (S. Maria del Carmine) wurden unter Karls Sohn und Nachfolger die Gebeine Konradins und Friedrichs von Baden hinter dem Hauptaltar der Kirche beigesetzt. Noch heute ist an einer Wand neben dem Altar die Steinplatte zu sehen, deren Inschrift das Grab bezeichnete.

Die Menschen Italiens aber erschauerten vor der grausamen Tat, selbst die Welfen schienen bedrückt. Karl hatte die letzte Sympathie verloren. Seine Tyrannentat hat mit den Grund dafür gegeben, daß 1282 an einem einzigen Tag sämtliche Franzosen auf der Insel Sizilien umgebracht wurden (Sizilianische Vesper), wodurch die Insel für immer den Anjous verlorenging. Nie vorher hat ein König königliches Blut vergossen; und Konradin war kein Landes- und Hochverräter, er hat im offenen Kampf um sein Erbe, sein Recht gestritten.

Die Empörung über Karls Grausamkeit fand ihren Niederschlag in anklagenden und verspottenden Liedern und in der Ta-



Sta. Maria del Carmine und Piazza del Mercato

gedichtung in dem Grad, daß im welfischen Perugia ein Statut veröffentlicht wurde des Inhalts: „Wer immer ein Lied gegen den König Karl dichtet, hersagt oder absingt oder irgendeine Beleidigung gegen ihn ausstößt, der soll für jeden einzelnen Fall hundert Pfund Denare zahlen. Und wer diese Strafsumme nicht zahlen kann, dem soll die Zunge abgeschnitten werden, wie sie auch denen abgeschnitten werden soll, die mit einem Streit-

gedicht für Konradin in die Schranken treten. Und dies Verbot soll jeden Monat in der Stadt und den Vororten verkündet werden.“ Das Stadttregiment wollte wohl bei Karl gut Wetter machen. Der venezianische Troubadour Bartholomäus Zorzi leitete sein Klagelied über Konradin und Friedrich von Baden mit den Versen ein: „Warum geht die Welt nicht unter, warum verdunkelt sich nicht aller Glanz auf ihr, nach dem so Furchtbares geschehen?“

Der Verfasser der piacentinischen Annalen schrieb voll Entrüstung und Empörung: „Weh, wer kann solche Bosheit ertragen und solches Unrecht, wie es Karl beging. Gott sei ihm ein zorniger Rächer!“

Außer in Schwaben zeigte man in Deutschland keine tiefere Anteilnahme an Konradins Schicksal. Das Ereignis lag zu entfernt, man hatte in der kaiserlosen Zeit eigene Sorgen. Doch rüttelt ein anderer Troubadour am Gewissen der Deutschen, wenn er ihnen zuruft: „Wie können Deutsche nur leben, wenn sie an diesen Verlust denken! Denn ihr Bestes haben sie verloren und Schmach geerntet. Nehmen sie nicht bald Rache, so sind sie entehrt!“ (Zitate aus Hampe).

Erst 1847 ließ der Wittelsbacher Max II. von Bayern in bleierner Truhe die Überreste des letzten Staufers unter dem nach Thorwaldsen geschaffenen Standbild Konradins beisetzen. In der Mitte des Hauptschiffs von St. Maria del Carmine, auf der linken Seite steht das Monument. An dem Sockel zeigen zwei Reliefs Konradins Abschied von seiner Mutter und seine Trennung von Friedrich von Baden auf dem Richtplatz.

Konradins Gestalt hat etwas Festliches, Königliches. Die linke Hand umfaßt den Schwertgriff, die rechte stützt sich auf die Hüfte. Auf dem leichtgeneigten Haupt sitzt eine Krone, das Gesicht erblüht in Jugendfrische und Anmut, einen Zug von Entschlossenheit zeigt der Mund, der Blick hat etwas Träumerisches, Sinnendes. Eine leise Schwermut liegt wie ein Hauch auf dem edlen Antlitz. Wer dieses Bildnis auf sich wirken läßt, kann sich Konradin nicht mehr anders vorstellen.

Siebenhundert Jahre sind seit dem Tod Konradins vergangen. Ob beim Gelingen der Unternehmung des Staufers das Schicksal Europas glücklicher verlaufen wäre, ist eine müßige Frage. Der Kriegsgott entschied gegen das Staufergeschlecht. Aber immer noch beeindruckt uns die Erscheinung des Knaben Konradin. Sein Mut, seine Entschlußkraft, seine Zähigkeit, sein Stolz bei diesem Wagnis verdienen unsere Bewunderung. Seine gefaßte, königliche Haltung auf dem Blutgerüst, sein edles, wür-

diges Benehmen, seine rührende Kindlichkeit greifen an unser Herz.

Die Sympathie der damaligen Menschen hatte sich vom düsteren Sieger Karl abgewandt und sich dem besiegten Stauferkind zugeneigt. Die Krone der moralischen Überlegenheit, der Menschlichkeit, gebührt dem Konradin, der den Untergang des größten Herrschergeschlechts des Mittelalters ausklingen ließ wie eine Musik von verhaltener Wehmut und leiser Trauer. Ein Schimmer von Verklärung umstrahlt ihn, den Unterlegenen.

Wir Schwaben sind mehr als alle übrigen deutschen Stämme berufen, ihn an seinem siebenhundertsten Todestag in unser Herz zu schließen und das Gedächtnis an eine große Zeit der deutschen Geschichte nicht in der Vergessenheit versinken zu lassen.

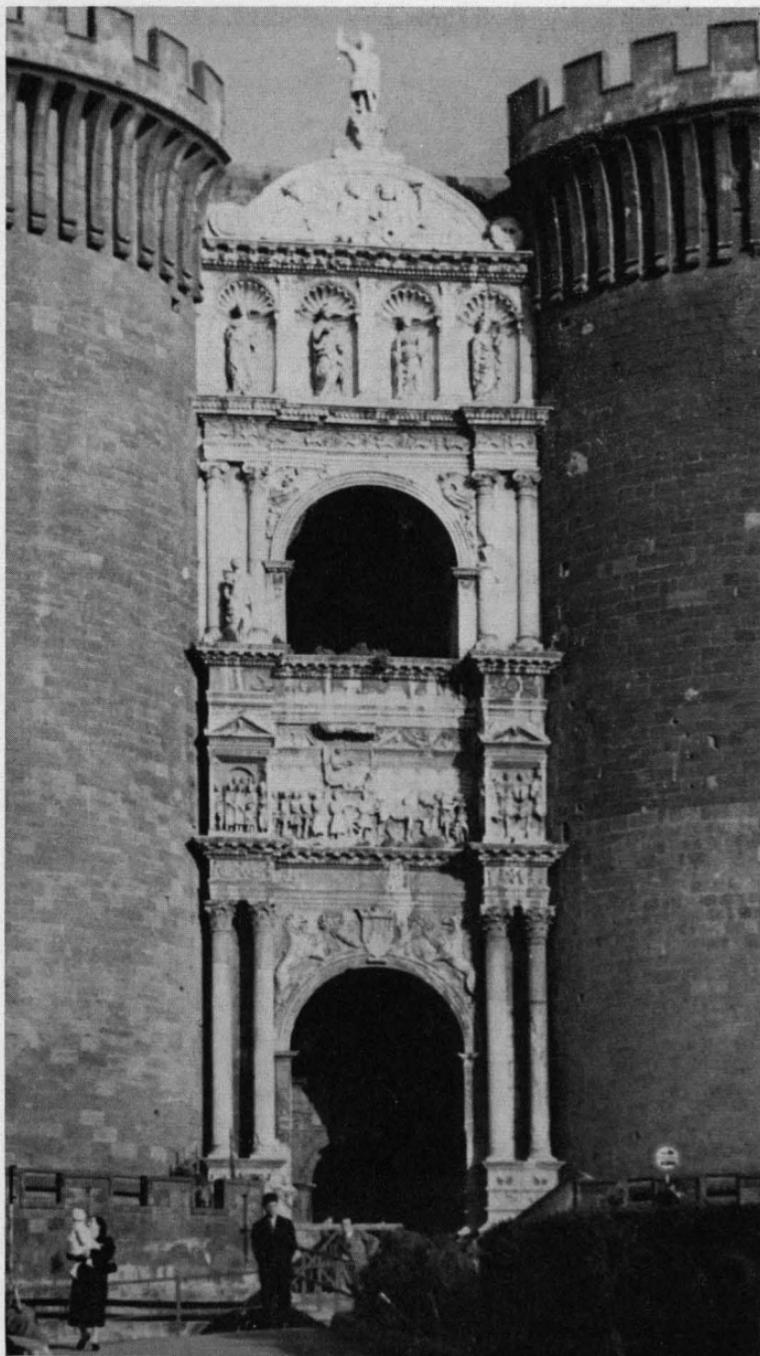
Konradin von Hohenstaufen

MAILIED

Ich freu' mich mancher Blumen rot,
die uns der Maie bringen will,
die stunden erst in großer Not,
der Winter tat ihnen Leides viel.
Der Mai will uns ergötzen wohl,
mit manchem wonniglichem Tag:
darum ist alle Welt gar freudenvoll.

Doch was nützt mir die Sommerzeit,
was helfen mir die lichten langen Tage,
da eine Fraue nur mir Trost verleiht,
um die ich tiefes Herzleid trage.
Wollt sie mir geben Zuversicht,
wie stünde das ihr lieblich an,
und brächte mir viel Freude.

Doch wenn die Liebste mich verläßt,
so hat mein Freud' ein Ende,
weh mir! dann sterb ich fast vor Leid,
weil ich sie einst so liebte.
Ich weiß nicht, Fraue, was die Minne sinnt:
mich läßt die Liebe sehr entgelten,
daß ich an Jahren noch ein Kind.



DIETRICH LEUBE

DAS TRIUMPFTOR FRIEDRICHS II. in Capua und seine Plastiken

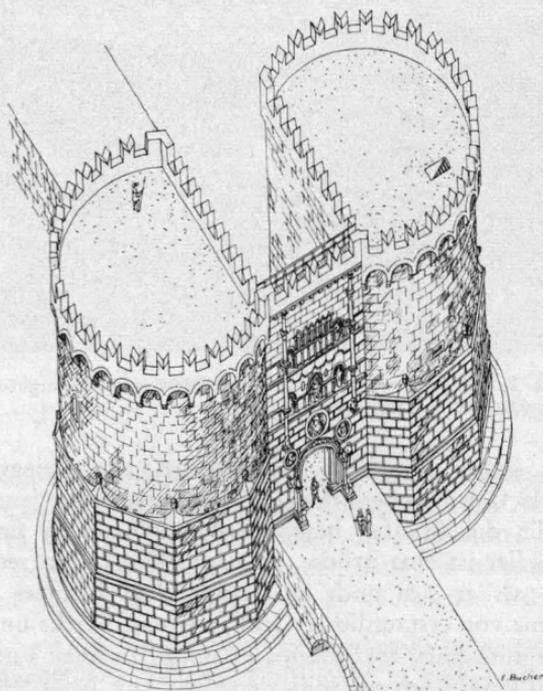


Abb. 1: Rekonstruktion nach Carl A. Willemsen, Tafel 105. Links oben ist der Ansatz der Brücke über den Volturno in die Stadt Capua zu sehen

Dort, wo die alte Via Appia, aus dem Kirchenstaat kommend, auf einer römischen Brücke den Fluß Volturno überquert, hat Kaiser Friedrich II. ein einzigartiges Bauwerk errichtet, welches Züge der antiken Triumphtoridee aufgreift; ein Bauwerk, gleichzeitig Festungsanlage, Rechtssymbol und Kunstwerk. Obwohl äußerlich bis zur Unscheinbarkeit verstümmelt, ist das capuanische Tor auf Grund alter Beschreibungen und zweier Ansichtsskizzen aus dem 16. Jahrhundert in seinem geistigen Gehalt und ehemaligen Glanz noch faßbar. Der Eindruck der Großartigkeit des Tores wird durch die Beschreibung des Feldkaplans bezeugt, welcher für Karl von Anjou während des

◀ Castel Nuovo in Neapel, dem Capuaner Tor nachempfunden



Abb. 2: Die Turmstümpfe mit der in alter Form wieder aufgebauten Volturnobrücke von der Stadtseite her gesehen

Feldzuges gegen Manfred von Apulien das Kriegstagebuch führte. Als Gefolgsmann der Stauferfeinde hatte jener wenig Anlaß, für die Staufer bewundernde Worte zu finden. Er schrieb: „Hier ist eine Brücke, an deren Kopf Manfreds Vater, Friedrich, als er sich noch des kaiserlichen Glanzes erfreute, zwei Türme von erstaunlicher Großartigkeit, Stärke und Schönheit – magnitudinis, fortitudinis et pulchritudinis – um zwanzigtausend Unzen reinen Goldes errichtet hat. Dort ließ er zum ewigen und unsterblichen Andenken sein gemeißeltes Bild anbringen mit ausgestreckten Armen, zwei Finger der einen Hand erhoben.“

Richard von Germano, Mönch von Montecassino und jahrelang als kaiserlicher Notar in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers, schreibt, Friedrich habe in Capua ein Kastell errichten lassen „quod ipse manu propria consignavit“ (welches er selbst mit eigener Hand zeichnete). Dies ist kaum so zu verstehen, daß der Kaiser die Baupläne selbst entworfen hat. Vielmehr: er hat die Pläne als Bauherr signiert, er hat für den Bau persönlich Interesse gezeigt und wohl auf das Skulpturenprogramm über dem Portal bestimmend Einfluß genommen.

Das Brückentor besteht aus zwei, die acht Meter breite Durchfahrt flankierenden Türmen, zwischen ihnen war einst, auf der der Stadt und der Brücke abgewandten Seite, die heute ver-

schwundene Portalfassade errichtet. Das Untergeschoß der Türme, mit Kalkquadern verkleidet, hat achteckigen Grundriß. Die Kalkquader mit den gerade abgeschrägten Spiegelflächen sind außerordentlich exakt gehauen. Diese Quaderform tritt hier erstmals im Westen auf. An der Templerfestung Chastel Pelerin südlich Haifa sind Quader der genau gleichen Art ver-



Abb. 3: Kalksteinquader von den Turmunterbauten

wendet. Die Templerritter haben dort fertig behauene phönizische Steine benutzt. Friedrich II. hat während seines Kreuzzuges jenes Templerkastell in Palästina besucht und gesehen. Er hat – vergeblich – versucht, diese Festung an sich zu bringen.

Die Turmobergeschosse sind zylindrisch, aus glattgehauenen, dunklem Basaltuff errichtet. Der Übergang vom Achteck zum Rund der Obergeschosse ist außen durch Zwickel aus Kalkquadern hergestellt, welche nach den Seiten in hübsche Voluten auslaufen und in ihrer Mitte durch Hermen – Büsten – ge-

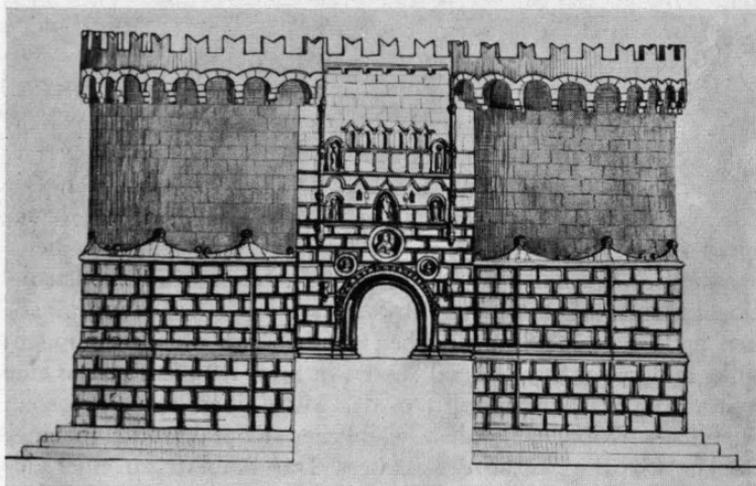


Abb. 4: Aufriß des Brückentores mit Kennzeichnung des Baumaterials: dunklem Basaltuff oben, weißem Kalkstein bei Zinnen, Mittel- und Unterbau

krönt waren. Auf diese Weise wird der Übergang elegant mit einer harmonischen Wellenlinie kaschiert und gleichzeitig betont (Abb. 4). Von den ursprünglich zwölf Hermen sind noch sechs im Museum in Capua vorhanden. Die Köpfe besitzen fast doppelte Lebensgröße. Bei einer der Hermen trägt ein Auge noch den ursprünglichen Bleieinguß zur Darstellung von Iris und Pupille und ist dadurch sprechend und lebendig.



Abb. 5: Doppelkapitell aus dem Innern eines Turmgeschosses

Im Inneren der Turmobergeschosse stehen im Quadrat vor den schwärzlichen Basaltwänden die reich profilierten Basen für durch Rundsäulen flankierte Rechteckpfeiler aus weißem Marmor: sie trugen die Gewölberippen und heben sich prachtvoll von den dunklen Wänden aus Basalt ab. Ein Doppelkapitell, das Pfeiler und flankierende Rundsäule bekrönte, ist erhalten und wird ebenso wie die noch vorhandenen Plastiken im Museum in Capua aufbewahrt. Das Kapitell zeugt für die hohe Qualität der herrschaftlichen Innenausstattung.

Zwischen den Türmen grüßte den von Rom Anreisenden vor dem Eintritt ins sizilische Königreich eine architektonisch reich gegliederte Fassade. Sie war mit politischen Inschriften versehen und mit Skulpturen weltlicher Personen geschmückt. Die beiden Zeichnungen aus dem 16. Jahrhundert zeigen, wenn auch nicht völlig übereinstimmend, die Fassadengliederung. Willemssen hat die Versionen beider Zeichnungen in seiner Rekonstruktion zusammenkombiniert. In der Verteilung der Hauptplastiken in Rund- und Bogennischen gleichen sich die Zeichnungen: links und rechts vom Portal waren in zwei Rundnischen je eine männliche Büste aufgestellt, in der Mitte über dem Portal ein weiblicher Kopf. Über dem weiblichen Kopf thronte in einer Bogennische die Statue des Kaisers. Das Beiblatt zu einer der beiden Zeichnungen überliefert die vierzeiligen lateinischen Verse, welche rund um die Bogennischen der drei Hauptbüsten



Abb. 6: Eine der zwölf Büsten von der Wellenlinie, die Turmunter- und -obergeschoß betonte und trennte

eingemeißelt waren (Verdeutschung nach Willemsen). Um den weiblichen Kopf waren die beiden ersten Verse eingehauen:

*Auf des Caesars Geheiß bin ich des Königreichs Wächter,
Stürzen werd ich in Schmach, die ich veränderlich weiß.*

Die beiden Zeilen standen in der Umrandung je um eine der beiden männlichen Büsten:

*Sicher schreite hindurch, wer fehllos zu leben gewillt ist,
Aber der Untreue fürcht' Bann und im Kerker den Tod.*

Der weibliche Kopf, 77 cm hoch, hat durch seine Größe und seinen Standplatz an der Fassade Vorrang und besondere Bedeutung. Das Gesicht ist erheblich beschädigt, am meisten die Augenpartie. Die großen Augenhöhlen, ihre Tiefe und die glatten Rückwände lassen vermuten, daß die Augen aus anderem Material, Metall oder Glasfluß, eingesetzt waren. Es ist wohl vorstellbar, wie kraftvoll und herrisch der Ausdruck dieses Gesichtes ursprünglich gewesen sein mag. Das Haar der Kolossalbüste ist aufs feinste gemeißelt, im Nacken zum Knoten geschlungen und mit einem Kranz aus Weinlaubranken geziert.

Die beiden männlichen Büsten flankierten den weiblichen Kopf in etwas niedriger angebrachten Nischen. Als Büsten besitzen sie je eine Gesamthöhe von 90 cm, die Köpfe allein sind jedoch beide nur etwa 50 cm hoch, also wesentlich kleiner als der weibliche Kopf. Infolge ihrer symmetrischen Anordnung müssen die drei Köpfe inhaltlich in einer bestimmten, sinnvollen Beziehung zueinander konzipiert worden sein. Die männlichen Büsten waren sich vor ihrer Beschädigung wohl äußerst ähnlich. Sie unterscheiden sich jedoch eindeutig dadurch, daß sie nicht geradeaus schauen, sondern durch eine leichte Drehung der Schulterpartie der eine Kopf ein wenig nach links, der andere nach rechts blickt. Sie waren also zum Portal, zum Eintretenden hin gewandt: sie hatten ja zum Eintretenden zu sprechen! Die Pupillen waren zylindrisch tief ausgebohrt und dürften, wie noch bei einer der beiden Hermen erhalten, mit Blei ausgefüllt gewesen sein, um die Augen gleichsam zum Sprechen zu bringen. Beide Köpfe tragen einen festgefügteten Lorbeerkrantz in den Haaren. Diese Köpfe erinnern auffallend an antike Bildwerke von Dichtern, Staatsmännern, Philosophen.

Auf Grund des Inhalts der Inschriften verläßt Willemsen für die drei Büsten die überlieferte Deutung, welche die weibliche Büste als Verkörperung der Stadt Capua bezeichnet, die beiden



Abb. 7: Kopf der Justitia vom Brückentor von Capua

männlichen Büsten als Petrus von Vineia und Thaddeus von Suessa, beide höchste Beamte am kaiserlichen Hof. Um die weibliche Büste standen z w e i der vier Verse, sie ist damit deutlich und nicht allein durch ihren zentralen Platz an der Fassade herausgehoben. Wer, welche Macht konnte als „des Königreichs Wächter“ sprechen und Veränderliche in Schmach stürzen? Diese Worte können eigentlich nur der JUSTITIA IMPERIALIS, auch JUSTITIA AUGUSTI genannt, in den Mund gelegt sein: im Staat Friedrichs II. sollte wie im Imperium Romanum des Augustus die Idee des Rechts ausschlaggebend wirken.

Die gleiche Staatsauffassung ließ Friedrich seine in Melfi herausgegebene Gesetzessammlung als Liber Augustalis bezeichnen. Ebenfalls in Anlehnung an augusteisches Gedankengut hat Friedrich seine seit 1231 neu geprägten Goldmünzen Augustalen genannt und sie mit der Umschrift versehen: Fridericus Caesar Augustus Imperator Romanorum. Die Worte, welche die männlichen Köpfe, durch die Inschriften belegt, auszusprechen haben, erlauben auch für sie eine gewisse Deutung: als Richter, als höchste Staatsbeamte sind sie Verkörperung der reichsten Weisheit und der strengsten Sachlichkeit. Mit diesen Köpfen ist das mittelalterliche Reich Friedrichs II. ideologisch und künstlerisch der römisch-antiken Welt eng verbunden. Daß Friedrich antike Bildwerke sammeln und in seinen Kastellen aufstellen ließ, bezeugt ebenfalls sein bewußtes Verhältnis zur Antike. Zentral über diesen Köpfen thront der Kaiser. Der Kaiserstatue wurde übel mitgespielt. 1799 wurde sie – längst nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platz – von französischen Truppen herabgestürzt und ihr das Haupt abgeschlagen. Es ist heute verschollen. Um 1850 wurde der Statuentorso als Altmaterial verkauft, durchgesägt und mit der Vorderseite nach unten als Türschwelle benutzt. Einst war die Statue die beherrschende Gestalt an der Torfassade, auch sie könnte nach einem schönen antiken Vorbild geschaffen sein. Trotzdem entstand eine Kaisergestalt mittelalterlicher Auffassung. Der Kaiser thront an höchster Stelle über der Justitia, Herr und Knecht der Gerechtigkeit, als Mittler zwischen dem göttlichen Recht über ihm und dem irdischen Recht unter ihm, als Stellvertreter des göttlichen Richters, als Verkörperung der Justitia imperialis.

In den staufischen Plastiken am Tor von Capua, verdeutlicht durch ihre rangebestimmende Anordnung, greifbar durch beigegebene politische Inschriften, wird großartig manifestiert, was schon Platon vom Staatslenker gefordert hat:



Abb. 8: Thaddeus von Suessa

„An der Spitze steht nicht ein bloßer Machthaber, sondern ein Denkender, ein Weiser. Er verkörpert die Macht des Gedankens. Sein Auftrag ist durch die Idee der Gerechtigkeit bestimmt.“

Literatur

Willemsen, C. A.: Kaiser Friedrichs II. Triumphator zu Capua. 1953.

Hahn, H.: Hohenstaufenburgen in Süditalien. 1961.

Schramm, P. E. und Mütterich, F.: Denkmale der deutschen Könige und Kaiser. 1962.

Wagner-Rieger, R.: Die italienische Baukunst zu Beginn der Gotik, 2. Bd. 1957.



Abb. 9: Brücke und Brückentor zu Capua vor dem 2. Weltkrieg mit den aragonesischen Befestigungen

Im Ratsprotokoll der Stadt Capua steht unter dem Datum des 9. Februar 1557:

„um die achtzehnte Stunde, legte man Hand an die Türme von Capua, der so getreuen Stadt. Die Zerstörung dieses so alten und schönen, erhabenen, ja einzigartigen Wahrzeichens, vor rund vierhundert Jahren von Kaiser Friedrich II. erbaut, hat nicht nur alle Bürger Capuas, sondern auch viele Freunde mit tiefster Betrübniß und Trauer, mit so großem Schmerz und Schrecken erfüllt; viele, und zwar nicht nur Einheimische, die nun mit ansehen müssen, wie dieses staunenswerte Bauwerk der Vernichtung anheimfällt, haben dasselbe deshalb zuvor noch beschrieben, um späteren Geschlechtern, denen sie davon Kunde hinterlassen, zugleich Grund zu geben, das Geschehene zu beklagen.“



Abb. 10: Torso der Statue des Kaisers

Michael Scotus erzählt in seiner Enzyklopädie folgendes von Kaiser Friedrich II:

„Als Friedrich, der Kaiser von Rom und immer Erhabene, sehr lange nachgedacht hatte gemäß der von ihm selbst gesetzten Ordnung und über die Verschiedenheiten der ganzen Erde, wie sie sind und erscheinen auf ihr, über ihr, in ihr, unter ihr – da berief er einmal mich, den Michael Scotus, den treuesten seiner Astrologen, vertraulich zu sich und hat mir insgeheim, wie es ihm gefiel, eine Anzahl von Fragen vorgelegt über die Grundlagen der Erde und die Wunder der Welt, wie sie da sind, indem er folgendermaßen zu sprechen begann:

„Mein treuester Meister, oft und auf manchrelei Weise haben wir von dem oder jenem Frage und Antwort gehört über die Himmelskörper, über Sonne, Mond und Fixsterne, über die Elemente, die Weltseele, über Heiden- und Christenvölker und über andres Erschaffene, das gemeinhin über der Erde und in der Erde ist wie Pflanzen und Metalle. Dennoch haben wir nicht gehört von jenen Geheimnissen, die da gehören zur Ergötzung des Geistes mit Weisheit gepaart, wie von dem Paradies, dem Fegefeuer, der Hölle und von dem Fundament und den Wundern der Erde. Deshalb bitten wir dich bei deiner Liebe zur Weisheit und deiner Ergebenheit vor unserer Krone, uns den Aufbau der Erde zu erklären.

Wie ist die Erde über der Rauntiefe gefestet und wie diese Rauntiefe unter der Erde?

Gibt es etwas anderes, was die Erde trägt, als Luft und Wasser? Oder steht sie von selbst? Oder ruht sie auf den Himmeln unter ihr?

Wo ist die Hölle, wo das Fegefeuer, und wo das himmlische Paradies? Unter der Erde, in der Erde oder über der Erde?

Und welches ist der Unterschied zwischen den Seelen, die dorthin gelangen und den Geistern, die vom Himmel stürzten? Und wieviel Höllenstrafen gibt es?

Und kennt eine Seele die andere in jenem Leben? Und kann eine Seele in dieses Leben zurückkehren, um zu sprechen oder sich jemandem zu zeigen?

Und wie verhält es sich denn damit: daß der Seele eines lebenden Menschen, wenn sie in das andere Leben übergeht, einen Grund zur Rückkehr weder die erste Liebe gibt, noch sogar der Haß, gleichsam, als wenn gar nichts geschehen wäre? Oder scheint es, daß sie sich überhaupt nicht mehr um die zurückgelassenen Dinge bekümmert, gleichgültig, ob sie selig ist oder verdammt?“

Zitiert nach E. Kantorowicz, „Kaiser Friedrich der Zweite“, S. 323/24

„HIE WAIBLINGEN!“

Reichsträume und Kaiserberge im deutschen Süden

Als vor hundertundzwanzig Jahren unter anderen politischen Voraussetzungen die Sehnsucht nach Wiederherstellung der deutschen Einheit unter der alten Kaiserkrone die ganze Nation bewegte – und, auch daran darf erinnert werden, nicht nur am Dualismus der beiden Führungsmächte in Nord und Süd, sondern nicht minder am feindseligen Unverständnis der Nachbarn für die Lebensfrage des deutschen Schleswig-Holstein zerschellte – gab der Schwabe Rümelin als Mitglied der Deputation der Paulskirche dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. auf dessen Frage, wo sein Wahlkreis Nürtingen liege, die Antwort, die das ganze aktuelle Problem in sechs Worten traf: „Am Weg vom Hohenstaufen zum Hohenzollern“. In ihr drückte sich aus, was im Denken des ganzen Volks aus seiner leidvollen Vergangenheit als Zukunftshoffnung erhalten geblieben war, so wie in der dichterischen Vision der Geisterzug die nebelhafte Krone vom Haupt des Hohenstaufen hinübertrug, wo über dem Zollern ein neues Frührot strahlte. Mit der Wiederherstellung dieser Burg, zur selben Zeit mit der Vollendung des Kölner Doms, verbanden sich Hoffnungen, die erst enttäuscht, dann anders erfüllt und schließlich abermals zerschlagen wurden. So wird heute zu einer veränderten Welt die Majestät des Hohenstaufen eindringlicher sprechen als jene restaurierte Ritterpracht oder die seinerzeit dem gleichen Geist entsprungene Überhöhung des Turms am alten Gotteshaus der Ulmer Stadtbürger.

Doch als mächtige Pfeiler wirken die Kaiserberge noch immer über dem zu ihren Füßen hingebreiteten Schwaben, und unwillkürlich geht bei ihrem Anblick der Geist zu den Zeiten zurück, wo dem Aufgebot dieses Landes das Recht des Vorstreits zustand, „wo es um des Reiches Ehre ging“, und daraus das zweite: des Reiches „Rennfahne“ zu führen, wie man in der Zeit des Ritterkampfes das Panier nannte, das dann als „Reichssturmflagge“ zu Markgröningen bewahrt wurde und von da in das Wappen der Württemberger Grafen überging. Es liegt kein Lokalpatriotismus in der Vorstellung, wie den Reichsadler seine Schwingen zu der Schau emportragen konnten, die heute dem Flugzeug so leicht erreichbar ist: bis zur Mauer der Alpen, vor der noch zwei weitere Burgen, die der

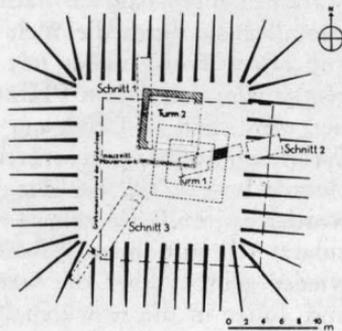
Welfen und der Habsburger, davon sprechen, welche Kraftströme einst aus diesem Raum in die Welt hinausgingen. Dies alles war und ist Schwaben, bis hinüber nach Augsburg und ebenso bis zu den Vogesen; trotz aller politischen Spaltungen zeigt sich das gemeinsame Wesen sowohl in einer unbändigen Regsamkeit wie in dem eigenbrötlerischen Individualismus, der diesen Stamm – „alle Mannen“ – immer wieder in aberhundert Selbständigkeiten zerfallen ließ.

Von den Sueben, die dem Lande den Namen hinterließen und mit denen, durch Daten der Geschichte belegt, als erster Julius Caesar an der Burgundischen Pforte zu tun bekam, finden sich im Zug der großen germanischen Wanderung Splitter sogar im fernen Portugal, und manche späteren Schwaben sind mit ihrem Ferntrieb noch weitergekommen. Es bleibt ein dichterischer Einfall, wenn Weinland in seinem auch noch für große Leute ansprechenden Jugendbuch vom „Kuning Hartfest“ den betagten Ariovist auf dem Hohen-Neuffen thronen läßt – aber wahr ist, daß auch diese mächtige Landmarke einst der Sitz von Herrschern gewesen sein muß, von deren Reichweite dort auf der Hochfläche der Schwabenalb eine von „Heidengräben“ abgeschirmte Fliedburg zeugt, ein wahres Volkslager aus der früheren Eisenzeit, als dies Land noch keine Städte kannte. Als Großtat jener deutschen Königsgeschlechter, die dann vor rund tausend Jahren die auseinanderstrebenden Territorialfürsten immer wieder zusammenzwangen, rühmt Ricarda Huch in ihrem Werk von alter Reichsherrlichkeit die Stadtgründungen, die, dauernder als der sacrale Schein der Kaiserkrone und als alle Kriegstaten, von ihrem Wirken geblieben sind. Mancher geschichtsabgewandte Bürger unsrer Tage mag sich nicht eingestehen wollen, daß der stolze Ruf „Stadtluft macht frei“ erst möglich wurde, weil starke Herrscher Markt und Gericht durch die Verleihung des Rechts zur Errichtung wehrhafter Mauern gegen Übergriffe der Gesetzlosigkeit sicherten. So sind des Reiches Städte die treue Stütze der Kaisermacht geblieben, deren Wappen noch heute von alten Toren grüßt.

Als Stützpunkt besonderer Art war, wie Wimpfen und andere, aus einer kaiserlichen Pfalz an der Stelle, wo das Remstal aus dem Bergland heraustritt und sich noch heute zwei wichtige Straßen gabeln, Waiblingen schon unter den Saliern zur Stadt gewachsen. Sie mußte erst recht an Bedeutung gewinnen, als die Krone an das so nahe beheimatete Haus der Staufer überging. Alle Voraussetzungen für eine glückliche Entfaltung schienen hier weit mehr gegeben als für das Gestüt in dem eng einge-



Der „Burren“. Blick vom Nordostteil seines Walles über den Graben auf die quadratische Fläche, auf der sich die Turmburg in ihren zwei Bauperioden erhob. Man nimmt heute an, daß hier mit größerer Wahrscheinlichkeit der Stammsitz der Herren von Buren stand als – vielleicht – beim nahen Wäscherschloß . . .

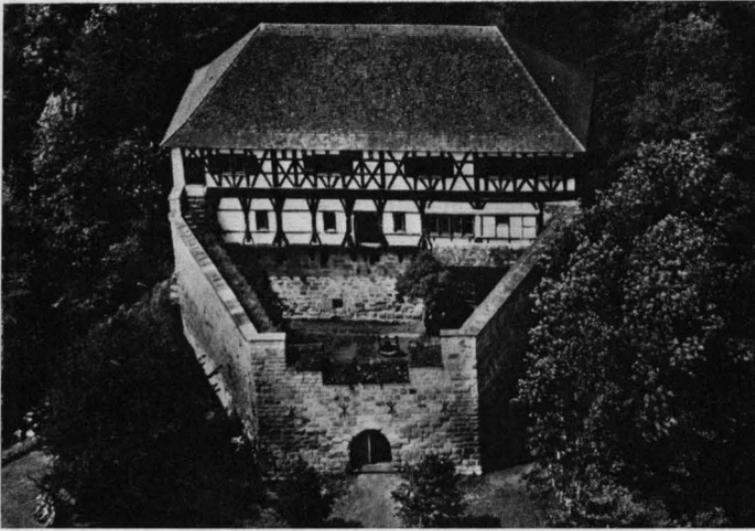


Plan der von Landeskonservator L. Zürn untersuchten Fläche der Turmburg (aus Fundberichte aus Schwaben)

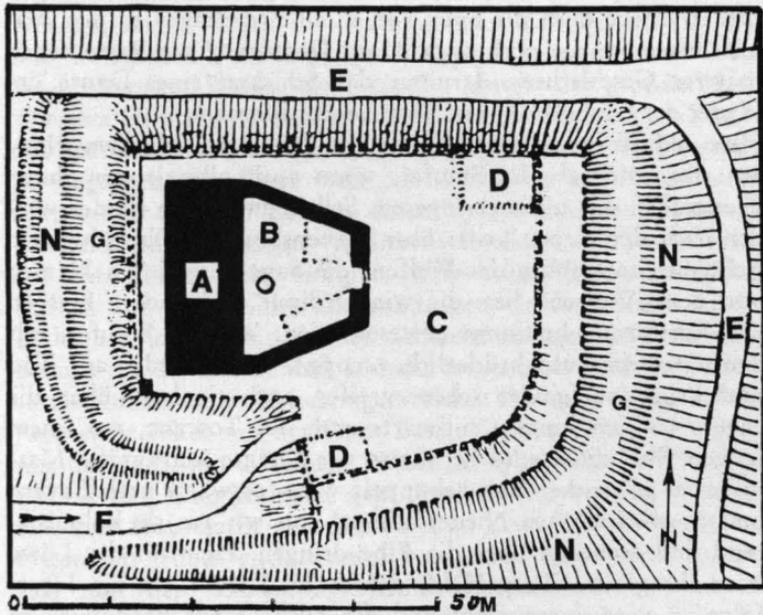
schlossenen Tal, in dem der Stuttgarter Grafensitz erst zu wachsen begann. Doch wie Waiblingen mit der Größe der Staufer verbunden war, mußte es nach deren Sturz als kleine Amtstadt der Württemberger verkümmern. Nur wenige Meter eines versteckten Wehrgangs oder Fundamente von Kirchen und Wächtertürmen geben noch Kunde von vergangener Bedeutung. Nicht viel reicher sind die Spuren des gewaltigen Geschlechts, das von hier aus die Welt in Atem hielt. Gleich vielen andern war es vom Besitz eines „festen Hauses“, das wir vielleicht in den Resten der Turmburg auf dem „Burren“ oder dem Namen „Wäscherschloß“ noch beim Dorf Wäschenbeuren oberhalb Gmünds finden, zur Ritterschaft aufgestiegen, und der nach ihm benannte Friedrich von Büren erlangte durch die Treue zum glücklosen Kaiser Heinrich IV. als erster das Herzogtum Schwaben. Nur eine knappe Wegstunde ist es von diesem Ort bis zum Gipfel des Kaiserberges selbst, dessen Burg im Bauernkrieg 1525 bis auf den Grund zerstört wurde. Weder dort auf der Höhe noch in der Kapelle am Rand des Dorfs Hohenstaufen ist noch Ursprüngliches von den einstigen Herren erhalten. Auch im Kloster Lorch, das ihnen zur Grablege bestimmt war, haben sie nach der Unrast, die sie durch die ganze damalige Welt trieb, keine Stätte gefunden.

Der im italienischen Jesi geborene Friedrich II. wird die alte Stammburg nicht einmal mehr gesehen und betreten haben – der Volksmund aber, und nach ihm unsre heutigen Karten, haben für den schwäbischen Rennstieg, der auf den Höhen des Schurwalds vom Waiblinger Raum bis an den Fuß des Staufens führt, doch immer noch den Namen „Kaiserstraße“ bewahrt. Wer sich die Gestalten der Vergangenheit zurückzurufen versteht, zu dem werden ihre Schatten auf dieser waldumsäumten Strecke noch heute sprechen. Wer aber nüchterner mit Zirkel und Uhr, so wie einst jene nach der Sonnenbahn, die Stationen ihrer Fahrten nachmißt, kann nur staunen, wie unermüdlich sie durch die Welt zogen, mit ihren schweren Rossen und allem Troß, immer mit dem Wichtigsten der kaiserlichen Hofkanzlei dabei, von Pfalz zu Pfalz, von Quartier zu Quartier, von Land zu Land, um allerwärts Kaiseramt und Kaisermacht unmittelbar gegenwärtig zur Geltung zu bringen.

Gerade unsre Zeit, der das Reisen zur mühelosen Freude geworden ist, muß die zähe Kraft dieser Gewaltigen – und nicht zuletzt der mit ihnen reisenden Frauen – bewundern: immer wieder geht es über die weniger steilen Alpenpässe Septimer und Julier in die schwülen Niederungen der Lombardei; vom



Das Wäscherschloß



A Herrenhaus, B innerer Hof mit Brunnen, C äußerer Hof, D Wachhäuser, Türme?, E moderne Straßen, F alter Zufahrtsweg, G Gräben, N Wälle (nach K. A. Koch aus Paul Kaifer, Wäscherschloß und Wäscherhof)

Friedenskuß mit dem Papst zu Venedig kehrt der Rotbart zurück zum stolzen Reichstag zu Mainz und bricht darnach wieder gen Anatolien auf, wo ihn die Wasser des Saleph hinwegreißen. Heinrich VI., den die Italiener den „furchtbaren Sturmwind aus Schwaben“ nennen, ruht neben seinem Sohn und Erben im Dom zu Palermo, während von seinem Bruder Philipp, dessen Milde der Vogelweider preist, das Reiterbild im Dom zu Bamberg als Sühnemal des ersten deutschen Königsmords kundet. Einzig Philipps Gattin Irene, „die Taube sonder Gallen“ aus dem byzantinischen Kaiserhaus der Angeloi, hat zu Lorch die letzte Ruhe nach einem tränenvollen Leben gefunden.

Doch so weit auch die Staufer ihr Kampf um Krone und Macht hinausführte – immer haben sie aus diesem Bereich, aus dem Anhang von Verwandten und Lehensleuten einen unerschöpflichen und verlässlichen Nachschub gezogen. In allen blutigen Entscheidungen ihrer stürmischen Zeit, bis zu den letzten Unglücksschlachten zu Benevent und Tagliacozzo, war es der Schlachtruf „Schwaben! Schwaben!“, der wie eine Fanfare über den kaiserlichen Wimpeln, auch über ihren sarazenischen und welschen Geschwadern aufstieg – und nie mehr ganz verhallte. Würde all ihr Streiten im Urteil der Epigonen nichts mehr gelten, so bliebe doch die Spur von ihren Erdentagen in den Namen lebendig, die noch nach ihrem Untergang die Parteiungen späterer Geschlechter, darunter das Schicksal eines Dante, im Hader der Ghibellinen und Guelfen bestimmten.

Hier endlich nennen wir das zweite dieser schwäbischen Häuser, das, älter als die Staufer, wenn auch oftmals von ihnen überstrahlt, mit nicht geringerem Selbstbewußtsein immer wieder nach der Krone griff: über Ravensburg in Oberschwaben steht die Stammburg der Welfen; die Sage leitet ihren Namen von den „Welpen“ her, die wie Oedipus und andere Heroen zur Aussetzung bestimmt gewesen seien. Wie die Staufer, mit denen wir sie bald brüderlich versippt, dann wieder auf Tod und Leben verfeindet sehen, greifen auch sie bald über die engere Heimat hinaus: südwärts nach der Toscana, wo einem jungen Welf die ebenso berühmte wie betagte Markgräfin Mathilde zu politischer Ehe gekuppelt wird, ostwärts nach Bayern und nordwärts nach Niedersachsen, von wo aus sie kolonisierend und erobernd über die Elbe dringen. Heinrich der Löwe wird ihr glänzendster Held, der einem Barbarossa die Heerfolge zu verweigern wagt und die reiche Stadt Bardowiek in Schutt und Asche wirft, so daß von ihr allein der Dom übrigbleibt. Als er schließlich vom Kaiser niedergezwungen wird,

geht er in der Schwägerschaft mit den englischen Plantagenets eine neue weltpolitische Bindung ein: sein Sohn Otto IV., der nach der Ermordung Philipps von Schwaben die Kaiserkrone erlangt, verliert in der Heerfolge für England in der Schlacht von Bouvines das Reichsbanner an Philipp August von Frankreich, und dieser schickt es, in kluger Auswertung deutscher Rivalität, an den jungen Staufer Friedrich von Apulien weiter.

Nicht die Welfen sind es, die nach dem Sturz der Staufer deren Erbe antreten, sondern wie deren altes Herzogtum Schwaben löst sich auch das welfische Sachsen fortan in unendlicher Zersplitterung auf; nur noch als Condottieri tauchen einzelne Männer dieses Hauses in den Kämpfen des Trecento in Italien auf – einer mit dem Namen „Otto von Griechenland“, einer als vierter Gatte der vielumworbenen und -geschmähten Johanna von Neapel. Erst nach dem dreißigjährigen Krieg kommt es durch Ehestiftung und Erbverbrüderungen zur Wiedervereinigung des alten Familienbesitzes unter dem Kurhut von Hannover, und durch die Verbindung mit der Stuart-Erbin Sophie von der Pfalz erlangt das Haus im Jahre 1714 die Krone Großbritanniens. Auf nahezu alle europäischen Throne führen von da, zumal durch die Nachkommen der Queen Victoria, ihre weltweiten Verzweigungen. Weniger bekannt ist, daß den braunschweiger Welfen die reizvolle Mutter der großen Maria Theresia entstammte und von ihr ein lebendig warmer Zug in das spanisch erstarrte Haus der Habsburger eingebracht wurde. So begegnet sich dieser weit aus Schwaben entfernte Stamm spät wieder mit dem dritten, dessen Sterne sich erhoben, als die der beiden andern schon verblichen: am Ende der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ einigten sich ja „die Wähler, die sieben“ endlich auf einen nicht allzumächtigen Grafen, dessen Schloß Habsburg im Aargau in der Schweiz aufragt, und der nach Brauch der Zeit recht und schlecht mit seinen Nachbarn raufte – die Kunde seiner Erhebung erreichte ihn im Feldlager während einer Fehde mit der Stadt Basel. Zielbewußt, schon damals mit der nach ihm in seinem Hause als Überlieferung befolgten Politik der Ehestiftungen, geht Rudolf von Habsburg daran, sich eine Hausmacht zu schaffen. Der Erwerb des Herzogtums Österreich jedoch entfernt ihn bald vom Stammland, in dem sich nun der Selbstständigkeitsdrang (und nicht zuletzt die Steuerverweigerung) der schweizer Eidgenossen gegen seine Erben, gegen „Haus Österreich“ und damit schließlich auch gegen die Zugehörigkeit zum Reich auflehnt. Auch die Herrschaft

über Schwaben geht den Habsburgern verloren, nachdem der letzte, der den Herzogstitel führt, Rudolfs Enkel Johann, in der Ungeduld, seine Anwartschaft zu verwirklichen, den Oheim, König Albrecht, an der Reuß bei Bruck ermordet und als „Parricida“ in der Verschollenheit untergeht . . .

Während im schwäbischen Unterland die Württemberger Grafen im Kampf gegen die Reichsstädte um sich greifen, bleiben zwar in Oberschwaben weite Gebiete bis Freiburg hin „vorderösterreichisch“ bis zur großen napoleonischen Flurbereinigung; doch als die Habsburger im 15. Jahrhundert, nach dem Zwischenspiel der Luxemburger und Wittelsbacher, wieder die Kaiserkrone erlangen, gelingt es dem „letzten Ritter“ Maximilian schon nicht mehr, die Eidgenossen unter seinen Willen zu zwingen. Im „Schwabenkrieg“ – einer Schlachtenfolge von Dornach bei Basel über Frastanz am Fuß der Drei Schwestern unweit Feldkirch, bis hinüber zur Malser Heide am Reschenpaß – unterliegen die Reichsaufgebote der überlegenen Taktik der Schweizer Gewalthaufen. Zweihundert Jahre später geht vom alten schwäbischen Bereich auch das Elsaß an die Vollstrecker der Politik Richelieus verloren.

Trotz Unglück und Zersplitterung, ja auch noch ungeachtet der Neuordnung des südwestdeutschen Raums, durch die Napoleon an Stelle der aberhundert reichsunmittelbaren Herrschaften und Krummstablande das Königreich Württemberg und Großherzogtum Baden schafft und das östliche Schwaben an Bayern vergibt, bleibt im ganzen Süden eine seltsame mystische Anhänglichkeit an das durch vier Jahrhunderte vertraut gebliebene Kaiserhaus noch bis 1866 bestehen.

Als vierte der aus Schwaben stammenden großen Familien übernehmen damals die Hohenzollern die Führung. Sie gewinnen die Geister aber nur zeitweilig durch die ritterliche Persönlichkeit des „alten Kaisers“, Wilhelm I., nicht aber durch ein Gefühl stammlicher Verbundenheit, das sich in den Jahrhunderten zu sehr gelockert hat. Zwar war die ältere Linie der Hohenzollern, wie noch heute, zu Hedingen und Sigmaringen beheimatet geblieben; erst Fürst Karl hatte im Jahre 1849 durch den Verzicht auf die Souveränität sein Land „preussisch“ werden lassen. Dessen vorübergehende Eroberung durch die Württemberger im 66er Krieg ist diesen hernach von den Siegern ganz besonders verdacht worden. Preußens Herrscher waren als jüngere Linie auf einem weiten Wege emporgeklommen: In kaiserlichem Dienst, so als Helfer Ludwigs des Bayern bei dessen Sieg bei Mühldorf und als Burggrafen der kaiserlichen Feste

über der Reichsstadt Nürnberg, schließlich als Statthalter in der durch räuberische Ritterbünde geplagten Mark Brandenburg. Erst die Belehnung des Burggrafen Friedrich mit der brandenburger Markgrafenwürde auf dem Konstanzer Reichstag 1410 erhebt die Zollern zu Reichsfürsten. Aber noch lange bleiben sie dennoch dem deutschen Süden verhaftet, dem Fränkischen zumal, wo Ansbach und Bayreuth ihre Residenzen bleiben, wo Albrecht mit dem Beinamen „Achilles“ im süddeutschen Städtekrieg mitrauft und die Familiengruft zu Hersbruck sie alle bis zu der Wende der Reformation aufnimmt. Daß sie „Preußen“ wurden, hängt, seltsam genug, wiederum aufs engste mit dem Süden zusammen, mit jenem Ritterorden, der unter dem Staufer Friedrich II. nach Ostpreußen verpflanzt, vorwiegend schwäbischen, fränkischen und niedersächsischen Zuzug aufweist. Das zeigen auch die Namen seiner in der Marienburg residierenden Hochmeister, wie des bei Tannenberg im Jahr 1410 gefallenen Ulrich von Jungingen, Konrad von Feuchtwangen und anderer. Ein hohenzollerischer Hochmeister Albrecht machte mit dem Übertritt zur Reformation den Ordensstaat zum weltlichen Herzogtum, das dann im Erbgang 1648 dem brandenburger Großen Kurfürsten zufiel. Die beim alten Glauben verbliebenen Ritter aber zogen sich an den Sitz des Deutschmeisters, erst Gundelsheim, dann Mergentheim zurück, und noch 1809 haben sich die taubertäler Bauern gegen die Unterjochung durch Neuwürttemberg für die alte Ordenssouveränität erhoben, von der in den Klängen eines österreichischen Militärmarschs ein letzter Nachhall geblieben ist . . .

Noch heute findet man sich an jenes obstinate Beharren auf überkommener Eigenständigkeit erinnert, wenn sich im wirtschaftlich unteilbar gewordenen südwestdeutschen Raum ein kleinstaatlicher Patriotismus auf Wurzeln beruft, die doch nicht weiter als bis zu jener gewaltsamen napoleonischen Neuordnung zurückreichen. Die Weiseren haben ihren Groll von damals längst begraben – so die Hohenloher, von deren Hofhaltungen das Frankenland geradezu übersät ist und die sich einst nicht minder als die vom Glück im Ablauf der Geschichte stärker Begünstigten zum höchsten Rang berufen fühlen durften. Früher schon hatten die Fürstenberger ihre einstige politische Rolle mit der von Mäzenen und Kunstsammlern in ihrer Donaueschinger Residenz vertauscht. Längst war schon der Name der Herzoge von Teck erloschen, der erst im vorigen Jahrhundert durch Verleihung an einen Grafen von Württemberg, Vorfahren der jetzigen britischen Königin, wieder auflebte,

während das im Mittelalter ausgestorbene Haus in dem der badischen Zaehringler aufgegangen war. Diese wiederum haben mit den Württembergern in Verbindungen mit manch mächtiger Dynastie gewetteifert, insbesondere ihre Töchter als Zarrinnen und Zarenmütter zu den Romanows entsandt, um damit eifrig auf ihre Gleichrangigkeit mit den aufstrebenden Hohenzollern zu pochen.

Dies Bemühen entbehrte nicht der erheiternden Züge, etwa wenn dem König von Preußen bei einem Besuch im Stuttgarter Schloß das Zimmer zugewiesen wurde, in dem ein Fresko von Gegenbaur eine kriegerische Ahnfrau der Württemberger, Henriette von Mömpelgard, zeigte, wie sie, als Zeitgenossin der Jungfrau von Orléans hoch zu Roß in schimmernder Rüstung, einen räuberischen Grafen von Zollern gebändigt in ihren Kerker führen ließ!

Im Grunde drückte solch spätes Aufbegehren des kleiner Gebliebenen nichts Anderes aus, als was ein Sohn des schwäbischen Kleinadels seinerseits seinem Landesherrn ins Gesicht rief: „Ha, wenn d'Schlacht von Döffinge net verlorengange wär' (die die Vormacht der württemberger Grafen entschied. K), nâ wär' i heut König von Württemberg!“.

Sie alle sind heute längst nicht mehr, und ihre Erben haben sich in den Wandel der Dinge geschickt, der ihnen zwar den Glanz, aber auch manche Regentenbürde abgenommen hat. Zurückgeblieben ist mit vielen Zeugnissen positiver Leistung auch manches Geschichtchen gemütvoller Anhänglichkeit, auch gelegentlicher Duodez-Despotie, und etlicher Klatsch, der da zeigen soll, daß auch die Großen von einst wie andere nur Menschen waren und nichts weiter . . . Wirklich nichts weiter? Im Verhältnis zur Kometenbahn der vier mächtigen Geschlechter, die vor Zeiten von diesem Raum ausgingen, wirkt manch heutige Betrachtungsweise nicht anders als einst die Abkehr der Volkserzählungen von den Römerzügen der Stauer zu den Sieben Schwaben, die auszogen, den greulichen Seehasen zu erlegen.

Es mag zur schwäbischen Art gehören, daß sie um Gewesenes „nicht viel hermacht“, und kein anderer als der Demokrat Uhland zürnte, wie sehr hierzulande vergessen sei, daß „so hell vom Staufen die Ritterharfe klang“. Erst recht scheut sich unsre Zeit, das Heroische zu sehen, seit es ihr so böse entwertet wurde; doch auch ändern, dem schimmernden Hellas zumal, ist Gleiches nicht erspart geblieben, und doch suchen wir noch aus seinen Trümmern das Große von einst neu für uns zu beleben! Wenn Johannes Haller in seinen „Epochen der deutschen Ge-

schichte“ bei aller Trauer nicht ohne Stolz bekundet, daß beim Gedanken an eine große Vergangenheit noch immer das Bild des Rotbarts vor uns erstehe, so wird uns zwar weder der Barbarossa noch sein Enkel aus der Verzauberung zurückkehren, wie es sich ihre eigne Zeit und noch die Romantik des vorigen Jahrhunderts erträumte; doch den, der mit der Liebe zur Heimat nach deren ganzem Wesen sucht, wird im Lande zwischen Trifels und Lechfeld, von der Habsburg bis Bamberg neben aller rührigen Gegenwartsnähe und stillen Lieblichkeit auch jenes ferne Leuchten belohnen, das zu allen Zeiten von hochgemutem Streben und tapfer getragener Tragik auf empfängliche Herzen zurückstrahlt.

MANFRED AKERMANN

HOHENSTAUFEN - STAMMSITZ EINES KAISERGESCHLECHTS

Das Land zwischen Fils und Rems ist zumindest seit der Mitte des 11. Jahrhunderts die Heimat jenes Adelsgeschlechts, das sich seit dem Jahre 1079 urkundlich als „von Staufen“ belegen läßt. Als Herzog von Schwaben bezog in diesem Jahr Friedrich I., der Schwiegersohn Kaiser Heinrichs IV., seine Burg unweit der wenig später von seinen Nachfahren gegründeten Stadt Göppingen und bestimmte 1102 das Kloster Lorch zur Grablege seines Geschlechts. Nach schweren Kämpfen im Innern des Reiches gelangten die Staufer im Jahr 1138 mit Konrad III. in den Besitz der Deutschen Königskrone und wenig später erreichten Glanz und Macht des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ihren höchsten Gipfel in der Person Kaiser Friedrichs I. (1152–1190), den die Italiener „Barbarossa“ nannten. Die weltweiten Aufgaben des Kaisertums ließen naturgemäß die Pflichten in der angestammten Heimat in den Hintergrund treten. Dennoch sind zwei Aufenthalte Barbarossas auf der Burg seiner Väter bezeugt. Ob jedoch seine Nachfolger, der herrschgewaltige Heinrich VI. und der große Friedrich II., jemals ihren Fuß in ihre Stammburg setzten, ist unbekannt. Zur Zeit

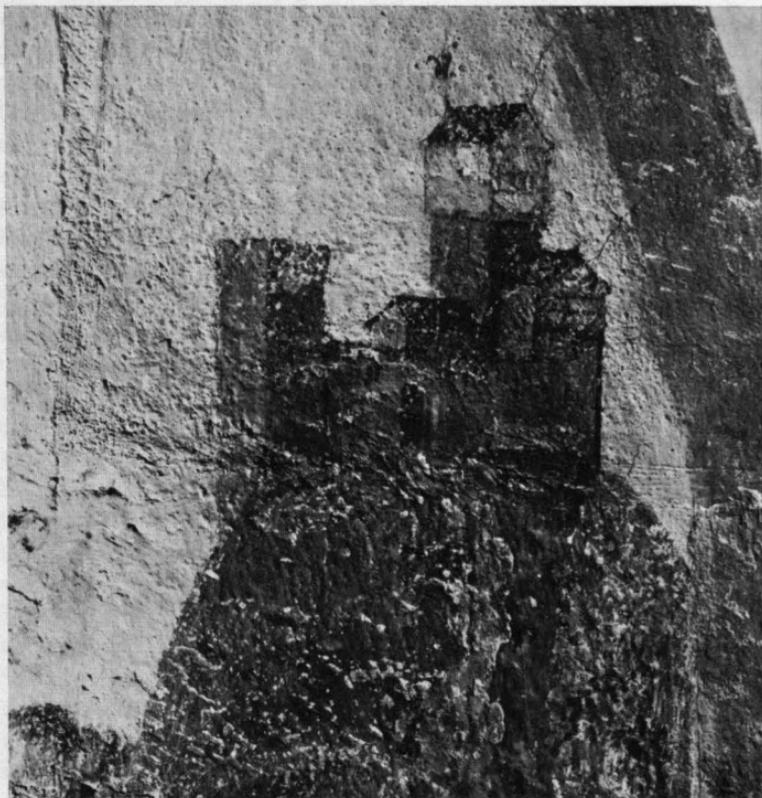


Abb. 1: Burg Hohenstaufen nach einem Wandfresko aus der Oberhofenkirche zu Göppingen vom Jahr 1470

Konradins, des unglücklichen, in Neapel 1268 enthaupteten letzten Sprosses des Geschlechts, war Hohenstaufen, der „Horst, aus dem die Adler sich geschwungen“, längst an andere Herren verpfändet. Die Reichsburg fiel 1525 in die Hände der aufständischen Bauern und wurde von ihnen niedergebrannt. Die Steine fanden wenige Jahrzehnte später beim Neubau des Göppinger Stadtschlusses Verwendung; die restlichen Ruinen wurden um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollends abgetragen. Als Stammsitz des größten Kaisergeschlechts des hohen Mittelalters stand die Burg auf dem Hohenstaufen seit eh und je im Blickfeld der historischen Forschung. Die Frage nach ihrem ursprünglichen Aussehen ist um so öfter gestellt worden, als seit mehr als einem Jahrhundert nicht der geringste Rest der Anlage aufrecht steht. Heute sind es nur noch vereinzelte Teile der Grundmauern, die eine unmittelbare Beziehung zu der ein-



Abb. 2: Bei den Ausgrabungen 1938 freigelegte Mauerreste

stigen „Kaiserburg“ schaffen. Sie wurden bei zwei vom damaligen Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart in den Jahren 1936 und 1938 durchgeführten Ausgrabungen freigelegt (Abb. 2). Seit Frühjahr 1967 sind Bemühungen im Gange, die inzwischen wieder teilweise zerfallenen und vom Gesträuch überwucherten Mauerreste zu sichern und über die ursprüngliche Höhe heraufzuziehen. Damit soll der Grundriß des freigelegten Teils der Wehranlage anschaulicher gemacht werden. Die Arbeiten sollen im Jahr 1969 zum Abschluß kommen.

Von diesen spärlichen Fundamentresten ist es ein weiter Weg zum einzigen Bild der Burg auf dem Hohenstaufen, das zu einer Zeit entstanden ist, als diese noch unversehrt den steilen Weißjurakegel krönte. Diese Ansicht der Burg wurde bei der Freilegung eines Wandfreskos in der südlichen Eingangshalle der Oberhofenkirche zu Göppingen im Jahr 1938 entdeckt, also zur selben Zeit, als die Grabungen auf dem Hohenstaufen durchgeführt wurden (Abb. 1). Auf dem Bild ist die sagenhafte Stiftung der Vorgängerin der heutigen Oberhofenkirche durch zwei adelige Damen dargestellt, die im Wald Hochfürst unterhalb des Hohenstaufens ein Schloß besessen haben sollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die im Hintergrund sichtbare Burg die Staufenburg ist. Da das Bild erst um das Jahr 1470

entstanden ist, dürfte die Darstellung nicht mehr in allen Teilen dem Bild entsprechen, das die Burg zur Zeit ihrer Erbauung durch Herzog Friedrich I. von Hohenstaufen um das Jahr 1080 bot. So ist zweifellos der durch eine Wetterfahne gezielte Fachwerkaufbau des Bergfrieds eine spätere Zutat. Für die Zeit des ausgehenden Mittelalters bietet das Fresko jedoch ein durchaus naturgetreues Abbild der Burg; man muß nur die in der Gotik stets etwas zu stark betonten Vertikalen auf das richtige Maß reduzieren. Keinesfalls handelt es sich um eine idealisierte oder gar stilisierte Darstellung der Burg auf dem Hohenstaufen. Zu einer derartigen Wiedergabe hatte der Maler des Freskos nicht die geringste Veranlassung, da es ihm ja nicht darum ging, ein künstlerisch gestaltetes Motiv zu malen, sondern ein historisches, wenn auch mehr oder weniger sagenhaftes Ereignis zu dokumentieren.

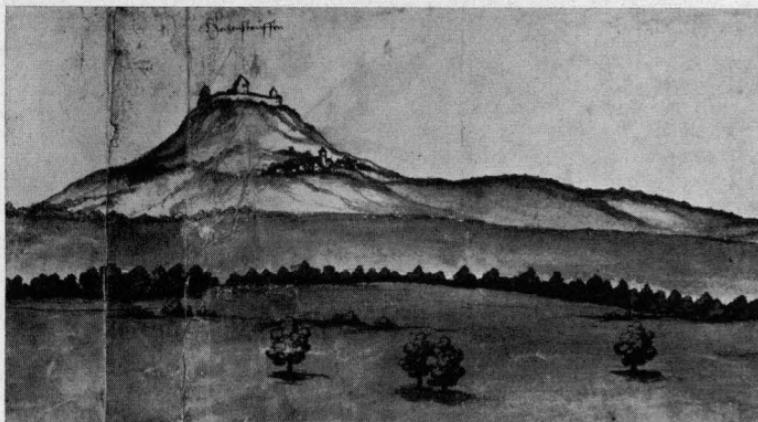


Abb. 3: Die Ruine der Staufenburg auf einem Panorama der Filstallandschaft von 1535

Für die Richtigkeit dieser Auffassung spricht der Vergleich des Burgbilds von 1470 mit der erst 1954 am Hauptstaatsarchiv Stuttgart wiederentdeckten Ansicht des Hohenstaufens auf dem Panoramabild der Filstallandschaft aus dem Jahr 1535 (Abb. 3). Die Übereinstimmung mit den örtlichen Gegebenheiten ist für diese einzigartige aquarellierte Tuschzeichnung, deren Entstehung wir einem Streit um die Geleitsgrenzen zwischen den Herrschaften Württemberg und Ulm verdanken, hinreichend bewiesen. So ist auch für die Wiedergabe der 10 Jahre zuvor, im Bauernkrieg von 1525, zur Ruine gewordenen Staufenburg eine extreme Zuverlässigkeit anzunehmen. Deutlich ist auf dem Bild zu erkennen, daß die hohe Mantelmauer samt dem ziegel-

gedeckten Wehrgang dem Sturm der Bauern mindestens an der Südseite der Anlage widerstanden hat, daß der mächtige Bergfried seines Fachwerkaufsatzes beraubt und anscheinend mit einem Notdach versehen wurde, der niedrigere Turm im Westen dagegen erhalten blieb. Das rechts vom Bergfried sichtbare Türmchen gehörte wohl zur Burgkapelle. Die hervorragende Bedeutung des Bildes von 1535 liegt in der Tatsache begründet, daß die Ruine der Burg Hohenstaufen kaum drei Jahrzehnte in diesem verhältnismäßig „guten“ Zustand verblieb. Kurz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ordnete Herzog Christoph von Württemberg an, daß zur Errichtung des Schlosses in Göppingen die Steine der Stauferburg verwendet werden sollten. In der Folgezeit wurden klaffende Lücken in die aus schön behauenen Quadern erbauten Mauern gerissen und die Bauern der ganzen Umgebung leisteten ungezählte Fronfuhren, um das relativ billige Baumaterial vom Berg herab nach Göppingen zu transportieren. Herzog Christoph suchte mit dem von ihm gegebenen Befehl zur Schleifung der Mauern des Hohenstaufens zweifellos nicht das Andenken an das staufische Geschlecht auszulöschen, wie es schon vermutet worden ist. Hätte er dafür irgendeinen Grund gehabt, so hätte er nicht zur selben Zeit Chroniken zur staufischen Geschichte abschreiben und übersetzen lassen und auf diese Weise vor dem Untergang bewahrt. Daß der von uns heute beklagte und vielleicht als pietätlos bezeichnete, aus der Sicht der damaligen Zeit aber als durchaus verständlich und vernünftig anzusprechende Abbruch der umfangreichen Ruine auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts andauerte, bezeugen die Eintragungen im Tagebuch des Tübinger Historikers, Prof. Martin Crusius, der im Jahr 1588 dem Hohenstaufen einen Besuch abstattete. Er schreibt: „Auch was noch heutigen Tages von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden.“ Neben einer detaillierten Beschreibung der von ihm vorgefundenen Ruinen hinterließ Crusius drei zwar flüchtig hingeworfene, aber dennoch instruktive Skizzen der Anlage. Von besonderer Bedeutung ist der Grundriß (Abb. 4 a), weil auf ihm nicht nur eine ganze Reihe von Maßen, sondern auch die wichtigsten Mauerzüge, die noch vorhandenen Gebäudereste, das Burgtor und die beiden, schon auf den Darstellungen von 1470 und 1535 besonders hervortretenden Türme eingetragen sind. Wir erfahren aus dieser Skizze, daß der Hauptturm der Burg Mannsturm hieß und der niedrigere Turm an der Westflanke des Berges als Bubenturm bezeichnet wurde. Deutlich tre-

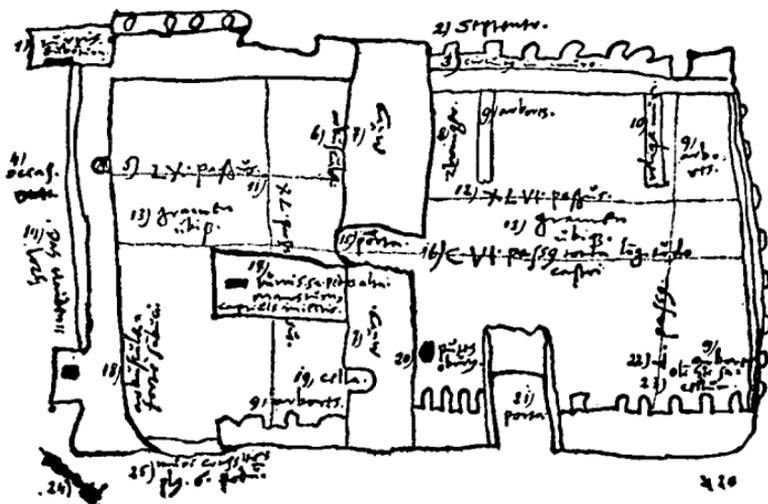


Abb. 4 a: Grundriß der Ruine der Staufferburg von Martin Crusius, 1588

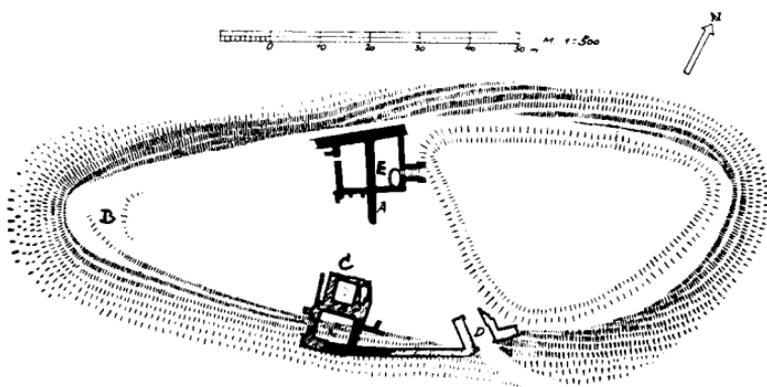


Abb. 4 b: Hohenstaufen, Ausgrabungsbefund

- | | |
|-------------|-----------------------------|
| A Quermauer | D Burgtor |
| B Bubenturm | E Hauptgebäude mit Zisterne |
| C Mannsturm | |

ten diese beiden Türme auch auf der von Süden gesehenen Ansichtsskizze (Abb. 5) hervor, während auf dem von Westen aufgenommenen Bild (Abb. 6) nur der Bubenturm in Erscheinung tritt.

Die nächste und zugleich letzte Abbildung des befestigten Hohenstaufens stammt aus der Reihe jener berühmten Ostansichten, die den zwischen 1680 und 1688 entstandenen Forstlager-

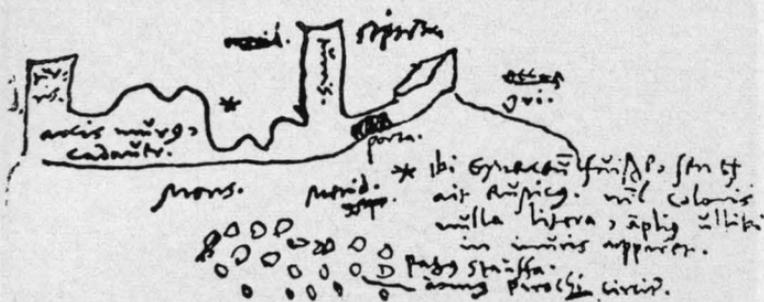


Abb. 5: Südansicht der Staufenburg von Martin Crusius, 1588



Abb. 6: Westansicht der Ruine der Staufenburg von Martin Crusius, 1588

büchern des württembergischen Kriegsrats Andreas Kieser beigegeben sind (Abb. 7). Noch ist ein großer Teil der zinnenbewehrten Ringmauer zu erkennen; der Mannsturm steht noch, an der Lage des deutlich erkennbaren alten Zugangs gemessen, bis zu einer Höhe von etwa 10 Metern. Kaum 50 Jahre nach der Entstehung dieses Bildes trugen 1736/37 die Soldaten Herzog

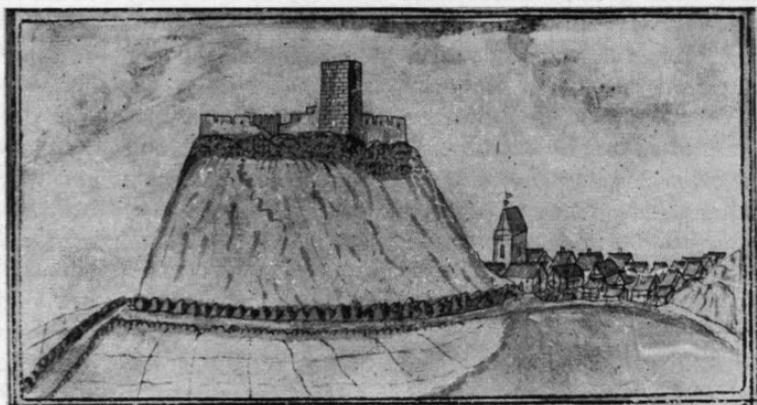


Abb. 7: Die Ruine der Staufenburg nach einem Aquarell von Andreas Kieser, 1688

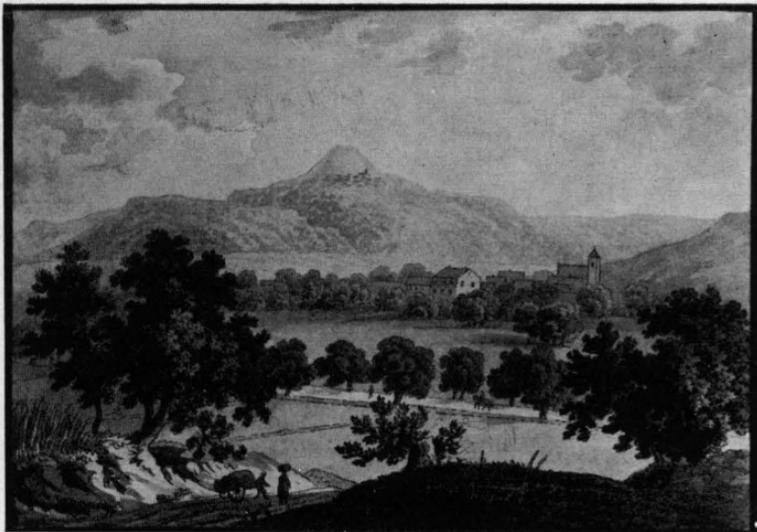


Abb. 8: Der Hohenstaufen, im Vordergrund Salach, nach einer lavierten Tuschzeichnung von Karl Urban Keller, 1813

Karl Alexanders die Ruinen auf dem Hohenstaufen bis auf wenige unbedeutende Mauerreste ab und planierten den Berggipfel, um Platz für eine große Festungsanlage zu schaffen, deren Bau jedoch infolge des frühen Todes des Herzogs unterblieb.

Zwar gibt es noch weitere Darstellungen der Burg auf dem Hohenstaufen, doch sind diese alle zu einer Zeit entstanden, als nur noch geringe Mauerreste den Gipfel des Berges krönten oder als das Bergplateau schon vollkommen eingeebnet war und der Hohenstaufen jenes Bild bot, das die Maler des 19. Jahrhunderts, etwa Karl Urban Keller (Abb. 8) mit Vorliebe festhielten. Haben so die Stürme der Jahrhunderte die Spuren der staufischen Stammburg fast gänzlich verwischt, so fühlt auch heute noch jeder, der wachen Sinnes den Berg besteigt und von seiner freien Höhe in die Runde blickt, daß dies einst ein bedeutender Mittelpunkt gewesen sein muß, der Mittelpunkt des Stauerlandes.

KURT BACHTELER

DAS WÄSCHERSCHLOSS UND SEINE BETREUER



Diplom-Landwirt Paul Kaißer,
der Begründer der Hohenstau-
fengedenkstätte (stehend) und
G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler,
der Verfasser dieses Berichtes
(sitzend) im Gespräch

Nicht allzuweit vom Hohenstaufen entfernt liegt der Ort Wäschenbeuren, an dessen Stelle sich früher ein Meierhof befand. Von hier aus an einer leichten Anhöhe, dem Burren vorbei, wo ein der romanischen Zeit angehörender quadratischer Turm gestanden hat, kommen wir in nordöstlicher Richtung nach rund eineinhalb Kilometern zum Wäscherschloß, wobei wir noch den Wäscherhof, den früheren Wirtschaftshof der Burg, passieren. Wir können an dem erst neu geschaffenen geräumigen Parkplatz unseren Wagen abstellen und steigen dann zum Vorplatz des Wäscherschlosses hinauf, von dem aus sich uns ein ganz großartiger Blick auf den Hohenstaufen, den Rechberg und andere Albberge bietet. Auf einem sorgsam gepflegten Rasen stehend, überblicken wir die gesamte Anlage der Burg, die von einem tiefen Trockengraben und einem Vorwall im Osten geschützt wurde. Leider sind alle Bauten des Außenhofs samt den Wirtschaftsgebäuden verschwunden, so daß nur noch der Wohntrakt (Palas) mit dem umwehrten Innenhof erhalten blieb (vgl. Bild und Plan S. 59).

Wenn auch im Laufe der Jahrhunderte mehrfach verändert, macht dieser Kern der Anlage einen nachhaltigen Eindruck auf den Besucher. Er hat insgesamt eine Länge von 25,7 und eine

Breite von 10,75 Metern. Die aus Buckelquadern errichtete Mauer des Erdgeschosses ist bis zu drei Meter stark. An diesen Quadern hat Paul Kaißer jun. eine größere Anzahl verschiedener Steinmetzzeichen feststellen können: Kreuz, N, S, X, offenen Pfeil, geschlossenen Pfeil, Pfeil mit Haken, eine Art von Wolfsangel, Doppelwinkel usw. Zwei romanische Rundbogenöffnungen am Palas lassen keinen Zweifel über die Zeit der Entstehung. Auch sind Zangenlöcher vorhanden, in welche beim Hochziehen der Quadersteine die Zangenspitzen eingesetzt wurden.

Der Eichenfachwerkbau des ersten Stockwerks stammt aus dem 15. Jahrhundert; zu der bemerkenswerten Fachwerkkonstruktion gehört der sogenannte „Schwäbische Mann“. Spätgotisch sind auch zwei Türrahmen mit Eselsrücken. Im Fachwerk einfacher ist das zweite Stockwerk, das nach einer am Gebälk außen angebrachten Jahreszahl aus dem letzten Jahr des 17. Jahrhunderts stammt. Seit der Mitte des folgenden Jahrhunderts diente dieser Stock als Speicher für den Zehnten; ein heute noch vorhandener eichener Wellenbaum zum Hochziehen des Getreides und Abteilungen für dessen Lagerung deuten darauf hin. Nach Abschaffung des Zehnten im Gefolge der Revolution von 1848 blieb dieser Raum unbenutzt. Auch beseitigte man die Holzeinbauten im inneren Burghof und füllte den Ziehbrunnen auf, der 1965 nur unter großen Mühen wieder hergestellt werden konnte.

Erbauer und Besitzer

Die entscheidende und auf das Gesamtthema dieses Heftes abzielende Frage ist die nach dem Erbauer und nach den Besitzern des Schlosses, mit dem zusammen Wäschenbeuren, der Wäscherhof und der Burren als Einheit zu sehen sind. Die günstige Lage mit frischem Wasser (Quellen und der Beutenbach zur Anlage von Fischteichen und Einrichtung einer Mühle) sowie die strategisch wichtige Möglichkeit, die bedeutsame Verbindung nach Lorch und Schwäbisch Gmünd einzusehen, mag die Anlage eines befestigten Platzes herausgefordert haben. Es ist möglich, daß es schon unter den Karolingern eine Herrschaft Büren gegeben hat. Ob es sich dabei um Vorfahren der späteren Herren von Büren handelt, ist nicht erwiesen. Sicher dagegen ist, daß der Stammvater in dem Stammbaum, den Kaiser Barbarossa von dem Abt Wibald von Corvey zusammenstellen ließ, Friedrich hieß, dem um das Jahr 1020 ein Sohn Friedrich von Büren geboren wurde. Im Jahre 1044 heiratete dieser die



Wäscherschloß mit Wäscherhof, in der linken oberen Ecke liegt, unmittelbar außerhalb des Bildrandes, der Burren

sehr reich begüterte Grafentochter Hildegard von Egisheim in der Nähe von Colmar. Es ist anzunehmen, daß dieser Friedrich von Büren auf dem Burren einen mit Graben und Holzpalisaden umgebenen, quadratischen Turm (Wohnturm) erbaute.

An Ostern des Jahres 1079 belehnte Kaiser Heinrich IV. Friedrich, Sohn Friedrichs von Büren und der Hildegard, mit dem Herzogtum Schwaben und verheiratete ihn mit seiner Tochter Agnes. Etwa zur selben Zeit errichtete dieser Friedrich, der sich als Schwaben Herzog Friedrich I. nannte, die Burg auf dem Staufen und gab damit seinem Geschlecht den Namen „von Staufen“. Drei Jahre vor seinem im Jahr 1105 erfolgten Tod stiftete er zusammen mit seiner Gemahlin Agnes sowie mit seinen beiden Söhnen Friedrich und Konrad das nahegelegene Kloster Lorch, die spätere Grablege der Staufer.

Vielleicht hat jener Friedrich zusammen mit seiner Gemahlin Hildegard einen weiteren festen Platz an der Stelle des heutigen Wäscherschlosses errichtet. Jüngste Scherbenfunde, die sich in jene Zeit datieren lassen, wären ein Beweis dafür. Das heute noch vorhandene Untergeschoß mit seinem Buckelquaderwerk und die innere Ringmauer stammen auf Grund von Vergleichen zwischen den Steinmetzzeichen wohl aus dem 12. Jahrhundert, doch ist der Erbauer namentlich nicht bekannt. Die Herrschaft Büren ist aber auf jeden Fall der Stammsitz, von dem aus die Staufer ihren Anfang genommen haben. Es wäre



Das Wäscherloß nach Andreas Kieser 1688. Bei aller Phantasie beweist das Bild das Wächterhäuschen am Tor (bei D des Planes auf Seite 59)

natürlich höchst interessant zu wissen, wie die Wäscherburg damals ausgesehen hat. Paul Kaiser hat in seinem Buch „Wäscherloß und Wäscherhof“ eine Rekonstruktion nach K. A. Koch abgebildet.

Vermutlich haben die letzten Staufer den Besitz veräußert, um Geld für ihre Kriegszüge zu bekommen, denn im Testament Konradins aus dem Jahr 1268 wird in dieser Gegend kein Besitz mehr erwähnt. Drei Jahre später jedoch schließt ein Ritter Konrad genannt Wascher einen Vertrag mit dem Kloster Lorch, in dem er und sein Sohn als Gegengabe gegen ihre Güter bei Welzheim ein Landgut in Buron (Mansus in Buron) erhalten. Dieser Conradus Miles cognominatus Wascher trägt also zum ersten Male den Namen des heutigen Schlosses. Die Herkunft dieses Beinamens ist nicht bekannt, wenn es auch mehrere Deutungsversuche gibt. So soll es einen in die Roth fließenden Bach mit dem Namen „Wäscherbach“ gegeben haben, und die Roth selbst hieß bis 1700 „die Wasche“, vom Waschen der Schafe. Der bekannte Kirchenhistoriker Gustav Bossert leitet die Bezeichnung von dem Eigennamen Vasarius ab. Legende ist die hübsche Überlieferung, daß Kaiser Barbarossa hier eine Geliebte gehabt habe, die Wäscherin gewesen sei. Ihr habe er die Burg geschenkt. Tatsächlich enthält das Wappen von Wäscherbeuren aus dem Jahr 1495 eine Wäscherin.

Wie dem auch sei, bereits im Jahr 1328 gehört die Burg einem Konrad von Rechberg. Kurz nach der Zerstörung eines Teils der

Burg durch den Grafen Eberhard den Greiner wird sie 1380 erstmals urkundlich als Weschenburg erwähnt. 1465 geht die Burg in das Eigentum des Herzogs Sigismund von Österreich über, bleibt aber als Lehen bis 1599 beim Haus Rechberg-Staufeneck. Ab 1602 haben verschiedene Familien das Lehen inne, darunter auch die Grafen von Thurn und Taxis. 1806 ging das „österreichische Schwabenlehen“ in die Lehensoberhoheit Württemberg über, bis es 1857 um 155 000 Gulden oder umgerechnet 260 000 DM von der Württembergischen Staatsverwaltung gekauft wurde. So ist das Wäscherschloß heute noch Eigentum des Landes Baden-Württemberg.

Die Betreuer

Wenn der Besucher des Wäscherschlosses eine gut instand gehaltene Gesamtanlage, eine würdige Staufergedenkstätte und eine interessante Abteilung bäuerlicher Arbeits- und Wohnkultur vorfindet, so ist das alles nicht von ungefähr gekommen. Es ist vielmehr das Ergebnis einer zielbewußten, jahrzehntelangen Arbeit von Diplomlandwirt Paul Kaißer, seiner Ehefrau Elisabeth und seines Sohnes Paul, Ingenieur für Landbau. Deren Tätigkeit ist ein Beispiel dafür, wie Menschen in selbstloser Weise wertvollstes Kulturgut erhalten und es ihrem ursprünglichen Sinn zuführen können. So ist es auch besonders erfreu-



Kloster Lorch, die Grablege der Hohenstaufen

lich, daß diese Arbeit vor wenigen Monaten durch die Verleihung der Medaille in Silber „Für Verdienste um Burgen und Schlösser“ durch den Vorsitzenden der Deutschen Burgenvereinigung Prof. Dr. H. Spiegel an den Senior der Familie Anerkennung fand.

Die Familie Kaißer ist übrigens spätestens seit 1627 auf dem Wäscherhof ansässig, so daß es kein Zufall ist, daß sich die Phantasie von Paul Kaißer schon in der Jugend mit der Burg beschäftigte. Immer wieder befaßte er sich mit der Geschichte seiner Heimat, obwohl oder gerade weil er drei Jahrzehnte lang in Landstuhl/Pfalz als Leiter der Staatlichen Moorwirtschaftsstelle weit genug weg war. 1938 faßte er zum erstenmal in einer kurz darauf vergriffenen Schrift die Ergebnisse seiner Forschungen zusammen, und ließ dann 1953 die Schrift „Wäscherschloß und Wäscherhof bei Wäschenbeuren“ folgen; auch sie ist seit 1966 vergriffen.

Sehr bedrückt hat ihn der sich immer mehr verschlechternde Zustand der Burg, und er stellte vielerlei Überlegungen an, wie man dem abhelfen könne. Insbesondere bedauerte er die mutwilligen Zerstörungen und Beschädigungen sowie die Verunreinigung der Umgebung. Es gelang ihm, das Landesamt für Denkmalpflege für das Wäscherschloß zu interessieren, und er machte nach einer vom Staatlichen Hochbauamt Ulm/Donau vorgenommenen Instandsetzung präzise Vorschläge mit dem Ziel, eine Hohenstaufen-Gedächtnisstätte mit Museum einzurichten. Allerdings war höchste Eile geboten, denn es meldeten sich nicht nur Jugendorganisationen, sondern auch eine Brauerei als Interessenten. In einer umfassenden Denkschrift trug Paul Kaißer den zuständigen Stellen seine Pläne vor und erhielt dann die Genehmigung, sie ins Werk zu setzen. Gleichzeitig rief er zur Unterstützung seiner Arbeit am 21. September 1960 „Die Vereinigung der Freunde des Wäscherschlosses e. V.“ ins Leben, deren erster Vorsitzender er wurde. Diese Vereinigung hat vom 1. Januar 1961 an das Schloß gemietet. In ihren Satzungen ist folgender Zweck der Vereinigung angeführt: „Ausstattung und Ausgestaltung des zur Zeit leerstehenden altherwürdigen Wäscherschlosses mit Bildern, Landkarten, Modellen und Gegenständen, die sich auf das Geschlecht der Büren und das von ihnen stammende Staufergeschlecht beziehen . . . , um sie der Allgemeinheit vor Augen zu führen und dadurch . . . das Andenken der Staufer wachzuhalten. Das Bestreben der Vereinigung ist ferner darauf gerichtet, Beschädigungen zu verhindern sowie das Wäscherschloß und seine nächste Umgebung in



Das Wäscherschloßchen. Blick in den Hof

einen würdigen, seiner historischen Bedeutung entsprechenden Zustand zu bringen.“

Nachdem die zuständigen Stellen ihre Genehmigung erteilt hatten, begann für die Familie Paul Kaißer eine Zeit des Aufräumens und Säuberns, um den Schutt und Schmutz vieler Jahre zu beseitigen. Durch weitere Instandsetzungen hat sich in der Zwischenzeit der Zustand des Schlosses so verändert, daß das Ziel, das sich die Familie Kaißer und die Vereinigung gesetzt haben, in erfreulicher Weise erreicht wurde.

Das erste Stockwerk ist ganz den Staufern gewidmet. Im Vorraum sehen wir unter anderem ein $2 \times 2,5$ Meter großes Modell „Teilgebiet der früheren Herrschaft Büren“ im Maßstab 1:625, das von Mitglied Architekt Huiskamp aus Aachen angefertigt und gestiftet wurde. Weiter sind angebracht Bilder von Burgen und Pfalzen der Staufer im nördlichen Reichsteil und von den zum staufischen Kreis gehörenden Minnesängern von Wolfram von Eschenbach bis Walter von der Vogelweide.

Der Hauptraum I enthält als besondere Arbeit und Leistung von Paul Kaißer sen. eine genealogische Übersicht der Staufer in Form einer 2 × 2,4 Meter großen Holztafel, die von Kunstmaler Lothar Kaißer beschriftet wurde; die Tafel zeigt in roter Farbe die Blutlinie des Geschlechts, die im Mannesstamm am 29. Oktober 1268 mit Konradin erlischt. Zahlreiche Bilder von der Burg Hohenstaufen, vom Wäscherschloß, von Herzog Friedrich I. und seiner Gemahlin Agnes leiten über zu Raum II, der den Staufern von König Konrad III. bis Kaiser Heinrich VI., und zu Raum III, der dem Geschlecht von Konrad I. von Schwaben bis Konradin gewidmet ist. Neben vielen Abbildungen, auch von den Kastellen in Apulien und Sizilien, finden wir elf Abgüsse von Kaisersiegeln, eine Nachbildung der Taufschüssel von Barbarossa und eine solche vom Ring der Königin Irene, der aus Byzanz stammenden Gemahlin König Philipps. Der Oberstock enthält Photographien alter Urkunden, die Wappen der späteren Besitzer und Lehensnehmer des Wäscherschlosses und das Modell einer mittelalterlichen Burg. Vor allem Paul Kaißer jun. hat in unermüdlicher Arbeit eine Sammlung bäuerlicher Arbeits- und Wohnkultur zusammengetragen, die auch Arbeitsgeräte aus der näheren Umgebung zeigt. So entstand im Wäscherschloß durch private Initiative eine Stätte, welche deren Verbundenheit mit der Geschichte, der Kultur und dem Brauchtum deutlich macht. Wesentlich aber ist für uns die Tatsache, daß das Schloß mit der Erinnerung an das Geschlecht der Hohenstauffer erhalten und erneuert wurde, damit es für jeden Besucher zu einer Begegnung mit der Vergangenheit werden muß. So hat es auch Frau Elisabeth Kaißer – Saint-Denis empfunden, als sie in ihr Gedichtbändchen „Am Webstuhl der Zeit“ das Folgende aufgenommen hat:

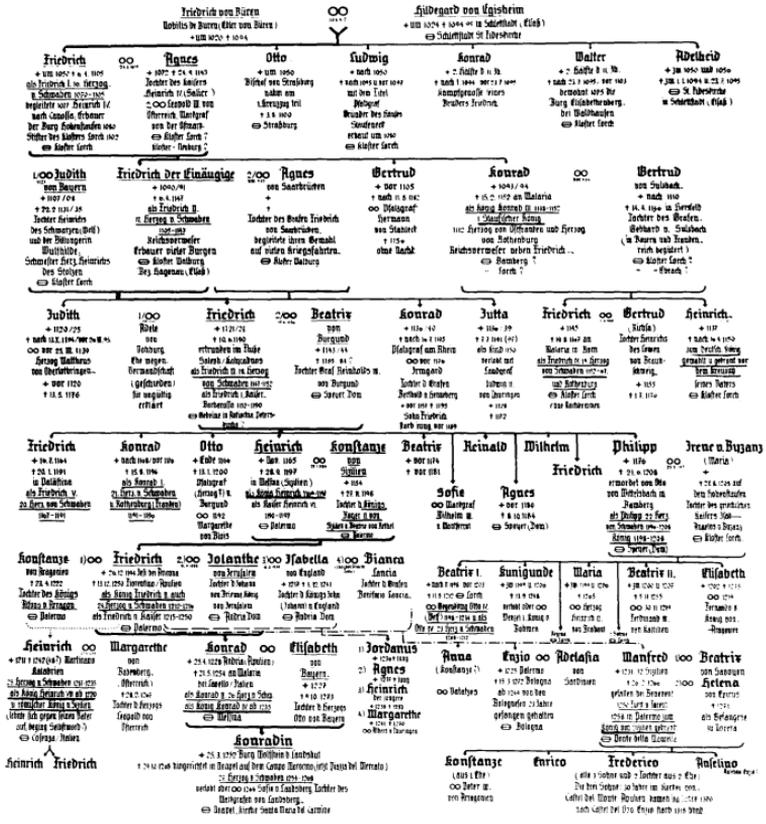
FRIEDRICH

ein Name nur, sonst nichts bekannt –
 so ward er als Ahnherr Barbarossa's genannt!
 Er waltet zu Büren, gab Schutz und übt Recht's,
 Edler Vorfahre eines edlen Geschlechts!
 Sein Sohn war Friedrich, genannt Edler von Büren,
 der konnt sich ein liebwert Gemahl heimführen,
 Hildegarde von Egisheim hat er erküret
 und heim auf seine Burg Büren geführt.
 Dort walteten sie weise und gütig des Rechtes,
 Edle Ahnen des Staufergeschlechtes.



„Die Tote von Egisheim“ – eine der edlen Frauen aus dem Hause der Staufer in ihrer frühen Zeit. Wer sie gewesen ist, wissen wir nicht mit Bestimmtheit

HERKUNFT UND GENEALOGISCHE ÜBERSICHT DER STAUFER



Stammtafel der Stauer, aus der Hohenstaufen-Gedenkstätte im Wäscherschlößchen, entworfen von Paul Kaiser sen.

AUS DEM UND FÜR DEN KREIS UNSERER FREUNDE

Auch am Schluß dieses Heftes dürfen wir zweien unserer langjährigen Mentoren gratulieren:

Oberstudienrat *Felix Schlatterer*, über seine Heimat Singen hinaus auch als Kunstschaffender bekannt, wurde zum Studiendirektor ernannt. Wir verbinden mit unseren Glückwünschen zu dieser Beförderung, die wir als Dokumentation seiner Leistungen werten, die Hoffnung, daß er, trotz der mit dieser Ernennung verbundenen größeren Beanspruchung im Hinblick auf verwaltungsmäßige Arbeit, immer noch Zeit und Kraft finden möge, Karawane-Studienreisen als Mentor so gut wie bisher und noch recht lange zu führen.

*

Der Studienassessor *Wolf-Dieter Rudolph* wurde zum Studienrat ernannt. Er gehört zur jüngeren Generation unserer Mentoren, ja, er stellt im Hinblick darauf, daß ja sein Vater zu den „dienstältesten“ unserer Mitstreiter gehört, eigentlich schon die zweite Generation dar! Wir freuen uns über seine Beförderung ganz besonders, denn wir bekommen selten so einhellig zustimmende Urteile auf unseren „Blättern der Wünsche“, wie bei ihm!

*

Als weitere gute Nachricht können wir berichten, daß vier schon längere Zeit geplante Karawane-Taschenbücher noch rechtzeitig vor Weihnachten ausgeliefert werden können: Es sind dies „Sardinien“ von Gymnasialprofessor Hartmut Bonz, der Sammelband „Iran“ mit Beiträgen von Prof. Dr. Klaus Mehnert, Prof. Dr. Ulrich Mann, Dr. Wolfgang Schmidt-Brücken, cand. phil. Dagmar Mann u. a., und der Sammelband „Die Staufer, Leistung und Weltbild“ mit Beiträgen von Prof. Dr. Ernst Kirsten, Oberstud.-Dir. Dr. B. K. Weis, Gymnasialprofessor Hartmut Bonz, Dr. Wilhelm Kohlhaas, Dr. Vera F. Hell, P. Dr. Volker Eid, Carl Körner u. a., die nahezu fertiggestellt sind. Der Band „Mexiko – altindianische Kulturen Mittelamerikas“ von Hans Helfritz, Dr. W. Thieme, O’Stud.-Rat Konrad Scheible, Dr. Dietrich Gurlitt u. a. befindet sich ebenfalls schon im Druck.

Wir freuen uns, damit wieder den Wünschen einer ganzen Reihe von Reisefreunden entsprechen zu können, die uns immer wieder gebeten haben, Vorträge unserer Mentoren drucken zu lassen.

*

Das 1. Heft des 10. Jubiläums-Jahrgangs unserer Vierteljahreshfte DIE KARAWANE soll Reisen in die deutschsprachigen Länder Europas gewidmet sein. Dr. H. Cüppers wird über seine Ausgrabungen in Trier berichten, Frau Hanna Perwanger von ihrem Zirmerhof in Südtirol und Stud. Ass. K. W. Leonhardt über Elsaß-Lothringen. Weitere Beiträge sind vorgesehen.

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde – Vorsitzender G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler – herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 4, 1968 kostet für Einzelbezieher DM 3.80, Jahresabonnement für 4 Nummern ab 1969 DM 10.–. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweise:

Archiv der Stadt Göppingen, Stadtarchivar Manfred Akermann: S. 66, 67, 68 (Repro Sikora), 70, 71 oben (Repro Akermann), S. 71 unten (Repro Hauptstaatsarchiv Stuttgart), S. 72 (Repro Staatsgalerie Stuttgart), S. 79. Archiv der Karawane: S. 14, 17, 26, 28, 33, 43, 47, 49, 51, 53, 77. Dr. Kurt Albrecht: S. 4, 21, 23, 37, 39, 42, 73. Diplom-Kaufmann Uli Albrecht: S. 57, 79. Diplom-Landwirt Paul Kaißer sen.: S. 59, 75, 76, 82. Oberforsterrat Dietrich Leube: S. 44, 45 oben, 46.

Besonderen Dank schulden wir Herrn Landeskonservator Dr. Zün für die Genehmigung zum Abdruck des Plans S. 57.

Vorankündigung:

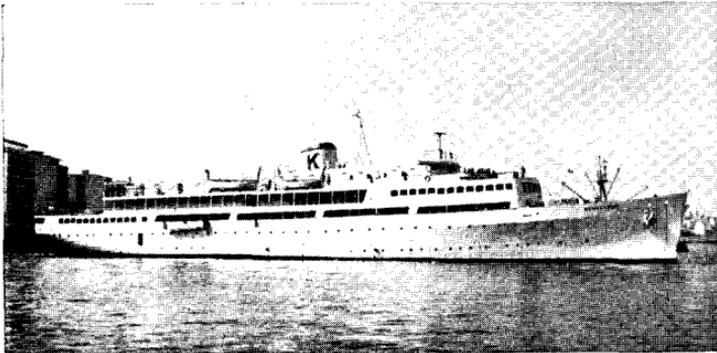
Der Inhalt unseres nächsten Heftes (10. Jahrgang 1969, Heft 1) wird Reisezielen im deutschsprachigen Europa gewidmet sein.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1969

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.

Unsere Kreuzfahrten

führen seit Jahren nicht nur in die antike Welt des Ostmittelmeeres, sondern auch in das „Amerika der Griechen“, in die Neue Welt der Antike, das Westmittelmeer. So erleben Sie die Wunder griechischer Tempel in Agrigent, römische Bauten in Tarragona, El Djem oder Dougga, die Welt der Karthager in Nora auf Sardinien und Karthago selbst und die Morgenröte der Renaissance im Stauferschloß Castel del Monte.



MS „Kentauros“ – eines der modernsten Kreuzfahrtschiffe des Mittelmeeres
3600 BRT, 17,5 Knoten

Karawane-Mittelmeer- Kreuzfahrt Frühjahr 1969

die u. a. nach Bari, Castel del Monte und Bitonto
zu Hohenstaufen-Gedenkstätten führt

ZU DEN SÄULEN DES HERKULES – eine Reise in die „Neue Welt“ der Antike

12. 4. – 26. 4. 1969 mit M/S „Kentauros“ (3600 BRT). Chefreiseleitung: Hochschulprofessor a. D. M. Edelmann.

Bahn: München – Genua – La Spezia. Schiff: Tarragona – Alicante/Elche – Malaga/Granada (fak. Kuppelgräber bei Antequera) – Tanger (fak. Tetuan/Xauen) – Ceuta – Mahon (Menorca) – Cagliari/Nora (fak. Barumini/Serri) – Tunis/Karthago (fak. Ain Tounga/Teboursouk/Dougga) – Sousse/Kairouan/El Djem/Monastir – Agrigent – Bari/Irani/Castel del Monte/Bitonto – Venedig. Bahn: München
Alles, auch Landausflüge eingeschlossen ab **DM 990,-**

KARAWANE-STUDIENREISEN

die Hohenstaufen-Gedenkstätten berühren:

Oster-Sonderzug 30. 3. bis 13. 4. 1969

Gemeinsame An- und Rückfahrt für alle Reisen 69/1-A bis P vom 30. 3.-13. 4. 1969 mit Sitzwagen 1. und 2. Klasse (nur Tagesfahrten).

Um die Reisen noch geruhsamer zu gestalten, haben wir ihre Dauer bei gleichem Programm wieder gegenüber den letzten Jahren um jeweils einen Tag verlängert. (Bei Benützung der 1. Wagenklasse jeweils der Reiseroute entsprechende Zuschläge.)

- 69/1-A **Süditalien – Stromboli – Sizilien**
30. 3. – 13. 4. 1969 Reiseleitung: O.-Stud.-Rat a. D. F. Bliklen
Bahn: München – Brenner – Florenz – Rom – Neapel (Ausflüge Solfatara, Pompeji, Ischia). Schiff: Stromboli (Aufstieg zum Krater) – Lipari – Vulcano – Messina. Bus: Taormina – Catania – Ätna-hochstraße mit Besteigung des Kraters – Palermo (Ausflug: Segesta). Schiff: Neapel. Bahn: Rom – Florenz – Brenner – München.
Halbpension **DM 825,-**
- 69/1-B **Neapel – Ischia – Stromboli**
30. 3. – 13. 4. 1969 Reiseleitung: Stud.-Ass. D. Klöck
Bahn: München – Brenner – Florenz – Rom – Neapel (Ausflüge Solfatara, Pompeji und Herculaneum, Amalfitana und Ischia). Schiff: Stromboli (6 Tage). Bahn: Neapel – Rom – Florenz – Brenner – München.
Halbpension (auf Stromboli Vollpension) **DM 690,-**
- 69/1-C **Magna Graecia – Süditalien – Sizilien**
30. 3. – 13. 4. 1969 Reiseleitung: Dr. J. Rummelspacher
Bahn: München – Brenner – Florenz – Rom – Neapel (Nationalmuseum). Schiff: Palermo. Bus: Monreale – Segesta – Erice – Trapani – Selinunt – Agrigent – Gela – Piazza Armerina – Syracus – Catania – Taormina – Messina. Bahn: Salerno. Bus: Paestum – Velia (Elea) – Neapel. Bahn: Neapel – Rom – Florenz – Brenner – München.
Halbpension **DM 878,-**
- 69/1-C 3 **Magna Graecia – eine Reise in die neue Welt der Antike**
(Süditalien – Kalabrien – Sizilien)
30. 3. – 13. 4. 1969 Reiseleitung: Dr. H. Sitta
Bahn: München – Brenner – Florenz – Rom – Neapel (Nationalmuseum). Bus: Cumae – Paestum – Velia – Salerno. Bahn: Metapont. Bus: Tarent. Bahn: Crotone. Bus: Locri – Villa S. Giovanni. Schiffsüberfahrt nach Messina. Bus: Taormina – Syracus – Piazza Armerina – Gela – Agrigent – Selinunt – Trapani – Erice – Segesta – Palermo. Schiff: Neapel. Bahn: Rom – Florenz – Brenner – München.
Halbpension **DM 895,-**
- 69/1-D **Auf den Spuren der Hohenstaufen – Kaiser Friedrich II.**
30. 3. – 13. 4. 1969 Reiseleitung: O.-Stud.-Rat a. D. A. Hammer
Bahn: München – Brenner – Bologna – Ancona. Bus: Ancona – Jesi – Assisi – Ancona. Bahn: Foggia. Bus: Lucera – Manfredonia – Barletta – Trani – Bari – Bitonto – Ruvo – Castel del Monte – Canosa – Molfetta – Bari – Altamura – Gioia del Colle – Alberobello – Tarent. Bahn: Villa S. Giovanni. Schiffsüberfahrt nach Messina. Bus: Taormina – Catania – Syracus – Piazza Armerina – Enna – Palermo. Schiff: Neapel. Bahn: Neapel – Rom – Florenz – Brenner – München.
Halbpension **DM 895,-**



BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

Dr. KURT ALBRECHT

7140 Ludwigsburg · Bismarckstraße 30 · Telefon 07141/23087